



DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

14. JAHRGANG
OKT. - DEZ. 1985



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · Mörikestraße 12 · 7000 Stuttgart 1
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. August Gebeßler
Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. N. Bongartz,
Dr. E. Hannmann, Dr. D. Lutz, Prof. Dr. W. Stopfel
Druck: Druckhaus Robert Kohlhammer · Kohlhammerstraße 1-15 · 7022 Leinfelden-Echterdingen
Postverlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 20 000 · Beim Nachdruck
sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung erforderlich.

Inhalt

Denkmalstiftung Baden-Württemberg	197
August Gebeßler Zur Denkmalstiftung Baden-Württemberg	197
Dietmar Schlee Begrüßungsrede	198
Lothar Späth Eröffnungsansprache	199
Hans Freiländer Grußwort	203
Satzung	205
Hubert Krins Die Neutorbrücke in Ulm – ein herausragendes Kulturdenkmal der Technik –	207
Wolfgang Seidenspinner Ziegelsteine mit aufgemodeltem Vesperbild aus Walldürn, Neckar-Odenwald-Kreis, oder: „Es sind doch höchstens Kleinigkeiten, die bei der Auskernung von historischen Gebäuden zerstört werden.“	213
Karl Krauß Vom Materialwissen und den Bautechniken der alten Baumeister	218
Anita Gaubatz Das antike Sumelocenna – Rottenburg	224
Buchbesprechung	231
Mitteilung	232

Titelbild: Konstanz, Fischmarkt. Reiterfigürchen aus Ton, unglasiert. Um 1300. Höhe noch 10,2 cm.
Die Figur stammt aus der Konstanzer Altstadt, wo das Landesdenkmalamt seit Mai 1984 im Bereich des ehemaligen Salmansweilerhofes eine Grabung durchführt. Die Reiterdarstellung wurde dort zusammen mit weiteren plastischen Arbeiten in spätmittelalterlichen Auffüllschichten geborgen, die große Mengen von Haus- und Handwerkerabfällen erbrachten. Mit Sicherheit handelt es sich bei diesem Fund wie bei den weiteren Kleinplastiken um mittelalterliches Spielzeug. Es soll demnächst in einem Beitrag ausführlicher vorgestellt werden.

Denkmalstiftung Baden-Württemberg

Prof. Dr. August Gebeßler, Präsident des Landesdenkmalamtes

Zur Denkmalstiftung Baden-Württemberg

Im Rahmen eines Festaktes im ehemaligen Fruchtkasten des Klosters Maulbronn wurde am 27. Juni 1985 in Anwesenheit des Ministerpräsidenten Lothar Späth die (mit Genehmigung des Innenministeriums vom 24. 6. 1985 errichtete) Denkmalstiftung Baden-Württemberg der breiten Öffentlichkeit vorgestellt.

Damit erhält die Aufgabe der Denkmalerhaltung in unserem Land einen gewichtigen zusätzlichen Impuls. Mit den künftigen Förderungsmöglichkeiten der Denkmalstiftung werden die Erhaltungschancen für unser kulturelles Erbe entscheidend gesteigert; durch Spenden, zu denen alle Bevölkerungskreise aufgerufen sind, wird die Stiftung unmittelbar zur Rettung gefährdeter Kulturdenkmale beitragen.

Es wäre allerdings ein gravierender Irrtum, die künftige Förderungspraxis der Denkmalstiftung nur sozusagen als Aufstockung und lediglich als eine „Verlängerung“ jener beachtlichen Zuschußmittel anzusehen, die vor allem seitens des Landes, aber auch durch Landkreise und Gemeinden jährlich für die Mehrkosten der Denkmalerhaltung zum Einsatz kommen.

Die Mittel der Denkmalstiftung können zwar insofern als eine Ergänzung der bereits bestehenden Zuschußpraxis angesprochen werden, als sie grundsätzlich demselben Zweck, nämlich der Rettung gefährdeter Kulturdenkmale dienen. Sie sollen aber nicht etwa schwerpunktmäßig dort eingesetzt werden, wo die Fördermittel der Denkmalpflege möglicherweise nicht in jedem Fall ausreichen, um die – zusammen mit der erfreulicherweise wachsenden Bereitschaft zur Denkmalinstandsetzung – auch enorm gestiegene Zahl der Zuschußanträge voll berücksichtigen zu können.

Die Mittel der Stiftung sollen vielmehr in jenen besonderen Notsituationen helfen, wo staatliche Hilfen für bestimmte Denkmalmaßnahmen entweder überhaupt nicht oder zumindest nicht ausreichend eingesetzt werden können.

Kernanliegen der Stiftung ist es, über die Fürsorgeleistung des Staates hinaus auch die Gemeinschaft, die

breite Öffentlichkeit in ihrem wachsenden Denkmalinteresse zu unterstützen und sie zur konkreten Mitleistung an der Denkmalerhaltung zu aktivieren. So sollten die über die Spendenbereitschaft der Öffentlichkeit gewonnenen Mittel in erster Linie auch den Denkmalinitiativen der Gemeinschaft dienstbar gemacht werden – den Bürgeraktionen und jenen Unternehmungen, die sich anstelle des finanziell überforderten Eigentümers oder zu dessen Unterstützung der besonderen Not eines Denkmals annehmen.

Die in der Stiftungssatzung formulierten möglichen Förderbereiche sind zwar einerseits relativ offen im Hinblick auf den notwendigen Spielraum für eine möglichst effektive Mittelverteilung; der Privateigentümer ist dabei so wenig ausgeschlossen wie die Unterstützung etwa beim schützenden Erwerb archäologisch bedeutsamer Grundstücke oder gefährdeter herausragender Kulturdenkmale.

Das Kuratorium, dem neben Vertretern des Landes, der Landtagsfraktionen, der kommunalen Landesverbände und der Kirchen Persönlichkeiten aus dem Bereich der Wirtschaft, der Medien sowie der Heimatverbände angehören, wird aber dafür Sorge tragen, daß die Spenden der Öffentlichkeit in optimaler Weise denkmaldienlich eingesetzt werden.

Dieses Entscheidungsgremium wird auch darauf achten, daß die Stiftung in Übereinstimmung mit der besonderen Spendenbereitschaft der Öffentlichkeit auch in der Förderungspraxis den Charakter des Besonderen behält, sei es im Hinblick auf das Besondere in der Not und im Rang des gefährdeten Denkmalbestandes oder auf das Besondere im Engagement einer bürgerschaftlichen Rettungsaktion.

Die Entscheidungen des Kuratoriums werden alsbald beispielhaft deutlich machen, worum es der Stiftung ganz konkret geht.

Was die Stiftung aber zunächst braucht, das sind Spenden!

Anschrift: Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Geschäftsstelle, Charlottenplatz 17 (Eingang 5), 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 22 16 39

Begrüßungsrede

Herr Landtagspräsident,
Herr Ministerpräsident,
meine Damen, meine Herren Kollegen des Landtages,
Herr Bürgermeister,
sehr verehrte Repräsentanten aus dem wirtschaftlichen,
kirchlichen, kommunalen und staatlichen Leben,
liebe, an unserer Sache interessierte Gäste!

Die Denkmalstiftung Baden-Württemberg ist errichtet. Zu diesem Anlaß darf ich Sie als eben gewählter Vorsitzender des Kuratoriums der Denkmalstiftung hier in Maulbronn herzlich willkommen heißen.

Maulbronn symbolisiert das, was sich die Denkmalstiftung Baden-Württemberg zum Ziel gesetzt hat, die Erhaltung von Zeugnissen unserer Geschichte als Ausdruck der Verbundenheit und Verpflichtung. Maulbronn ist deshalb, finde ich, ein würdiger Ort für die Taufe unserer Denkmalstiftung.

Das erste, was ich hier zu tun habe und dem ich mich ausgesprochen gern unterziehe, ist, Dank zu sagen. Ich danke im Namen der Stiftung zunächst dem Gastgeber, der Stadt Maulbronn, die sich besonders in der Person von Bürgermeister Dziellak der Organisation unserer Veranstaltung umsichtig und tatkräftig angenommen hat. Ich danke herzlich dem Schulorchester des Evangelischen Seminars, das unsere Feierstunde bereitwillig festlich gestaltet. Ich danke ferner Ihnen allen, die Sie heute hierher gekommen sind und damit zum Ausdruck bringen, daß Sie mit uns zusammen ein gemeinsames Anliegen verfolgen wollen.

Gestatten Sie mir, für die Denkmalstiftung einige Worte zu sagen. Auf allen Ebenen unserer Gesellschaft ist das Bewußtsein dafür gestiegen, daß wir in einer geschichtlichen Tradition stehen. Der Herr Bundespräsident hat in seiner Rede auf dem Evangelischen Kirchentag darauf zu Recht hingewiesen. Nach langen Jahren einer gewissen Verdrängung bemühen wir uns wieder darum, die Linien der geschichtlichen Entwicklung unseres Volkes zu verfolgen.

Die Jugend fragt uns, woher wir kommen; sie fragt kritisch, wohin wir gehen. Die Grundlagen für ihre Fragen und unsere Antworten sind nicht zuletzt die sichtbaren Zeugnisse unserer Geschichte. Es ist daher unsere Aufgabe, alles das zu erhalten, was uns von unserer Geschichte in herausragender Weise Kunde gibt, und zwar nicht nur von der Geistesgeschichte, sondern von allen Zweigen der Geschichte, z. B. auch der Sozialgeschichte und der Wirtschaftsgeschichte. Dementsprechend soll sich die Arbeit der Denkmalstiftung nicht nur auf die Hilfe bei der Erhaltung der Baudenkmale beschränken, sondern sich auch auf andere Denkmale von Bedeutung erstrecken, ich nenne nur beispielhaft Bilder, Skulpturen, Bücher, Möbel, volkskundliche Erzeugnisse, auf archäologische Funde ebenso wie auf technische Denkmale. Wir kümmern uns darum in der Überzeugung, daß sich aus der Geschichte Lehren für unser

Handeln in der Gegenwart gewinnen lassen, und daß in der Geschichte, dokumentiert in ihren sichtbaren Zeugnissen, unsere Verpflichtung für die Zukunft deutlich wird.

Und ein zweites möchte ich zu Beginn der Veranstaltung sagen: Die Stiftung ist – eigentlich muß ich hinzufügen: leider – notwendig.

Denkmale verfallen. Das ist nichts Neues. Neu ist die Geschwindigkeit des Verfalls. Die Gefahren nehmen mit der Geschwindigkeit der Veränderungen in unserer schnelllebigen Zeit zu. Unsere Denkmale sind bedroht durch Strukturveränderungen, etwa in der Landwirtschaft und der Industrie, durch Änderung der Lebensgewohnheiten, durch größere technische Eingriffe und durch die zunehmende Belastung unserer Umwelt durch Schadstoffe. Denkmalpflege darf man daher nicht punktuell sehen, sondern als Teil derjenigen Aufgaben, die wir alle zu übernehmen haben, damit auch nachfolgende Generationen noch eine lebenswerte Welt vorfinden.

Der Staat widmet sich dem Denkmalschutz und der Denkmalpflege. Gerade die Leistungen des Landes Baden-Württemberg können sich sehen lassen.

Aber die Tätigkeit des Staates reicht nicht. Das Werk ist auf das Engagement der Gesellschaft und der Bürger angewiesen. Um so erfreulicher ist die überall festzustellende Hinwendung zu den Zeugnissen der Geschichte, auch die ganz emotionale Hinwendung, wenn diese natürlich auch in der Praxis der Begleitung durch die Fachleute bedarf. Die Denkmalstiftung will die Bürger bei ihrem Einsatz für die Denkmale ermuntern und ihnen helfen.

Warum wollen immer mehr Menschen erfahren, wer und was uns geprägt hat, warum sprechen künstlerisch und heimatgeschichtlich bedeutsame Erzeugnisse uns wieder mehr an? Ich vermute, weil wir eine lange Zeit hinter uns haben, in der technische und ökonomische Bedürfnisse eindeutig die Oberhand hatten.

Und da lag vielleicht ein Fehler, daß nämlich technischer und wirtschaftlicher Fortschritt als Gegensatz gesehen wurde zur Bewahrung des Bestehenden. Für die Denkmalpflege trifft dies nicht zu. Im Einzelfall können Konflikte entstehen, in der Gesamtschau der Aufgaben der Gesellschaft und des Staates darf dies kein Gegensatz sein. Wer genauer zu sehen vermag, wird feststellen, daß wirtschaftliches Denken und Geschichts- und Kulturbewußtsein eine Einheit bilden. Die Zuwendung zu unserem kulturellen Erbe erfolgt gegenwärtig gerade, weil der Mensch neben unentbehrlicher Technik und Ökonomie seelische und soziale Beziehungspunkte braucht. Der Wirtschaft verdanken wir viele bedeutsame Zeugnisse unserer Geschichte und Kultur. Es ist gute Tradition, daß aus den Reihen unserer Wirtschaft große Mäzene kommen. Und umgekehrt: Die Denkmalpflege ist heute zu einem bedeutsamen Wirtschaftsfaktor geworden. Längst hat sich unsere

Wirtschaft auch auf diese Bedürfnisse der Gesellschaft eingestellt.

Sie alle, die Sie heute gekommen sind, brauchen von der Notwendigkeit der Denkmalpflege und der Denkmalstiftung nicht mehr überzeugt zu werden. Mein ganz besonderer Dank gilt den Spendern unter Ihnen. Ich bin stolz darauf, daß wir heute schon Spendenzusagen in Höhe von über 2,5 Millionen Mark haben, und dies, obwohl die Denkmalstiftung noch nicht im eigentlichen Sinne an die Öffentlichkeit getreten ist. Die Summe spricht dafür, daß das von mir genannte Verantwortungsbewußtsein für unser kulturelles Erbe auch tatsächlich vorhanden ist. Allerdings steht die Bewährungsprobe der Stiftung noch bevor. Denn gemessen an den Aufgaben, die sich die Stiftung gestellt hat, bedarf

es noch erheblicher weiterer Mittel, weil auch das Land seine Zuwendungen für die laufenden Ausgaben unter den Vorbehalt gestellt hat, daß entsprechende Komplementärmittel von privater Seite zur Verfügung gestellt werden.

Wenn die Stiftung Erfolg hat, bedeutet dies, daß die Gesellschaft einen Teil ihrer eigenen Aufgaben vom Staat wieder an sich genommen hat. Ich hoffe und wünsche, daß dies gelingt. Ich möchte Sie aufrufen, selbst viel für die Stiftung zu tun, aber auch kräftig für die Stiftung zu werben. Helfen Sie mit, daß unser Unternehmen ein Erfolg wird. Die Sache ist es wert.

Und damit darf ich Sie, sehr geehrter Herr Ministerpräsident, bitten, zu uns zu sprechen.

Dr. h. c. Lothar Späth, Ministerpräsident des Landes Baden-Württemberg

Eröffnungsansprache

Herr Landtagspräsident,
Herr Kollege Schlee,
meine Herren Abgeordneten,
Königliche Hoheit,
meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ich freue mich vor allem darüber, daß die Wirtschaft und die Vertreter des öffentlichen Lebens in einem außerordentlichen Maß bereit waren, Konzepte zur Förderung der Kunst, zur Förderung von öffentlichen Einrichtungen und zur Förderung gesellschaftlicher Anliegen aufzunehmen. Das ist insofern bemerkenswert, als wir die Wirtschaft in den letzten Jahren nicht nur von den Steuern her nicht geschont haben, sondern ihren Vertretern immer wieder erklärt haben: Was Ihr freiwillig macht, müßt Ihr nicht unter Zwang machen.

Ich habe in den letzten Tagen bei einigen Veranstaltungen viel Pessimismus gehört, interessanterweise von unternehmerischen Leuten. Dabei bin ich – eigentlich immer wieder – erstaunt, wie hilflos unsere Gesellschaft dann wird, wenn sie sich daran gewöhnt hat, in Zeiten massiver wirtschaftlicher Möglichkeiten ihren Ideenreichtum einzuschränken, oder anders ausgedrückt: Wer kein Geld hat, muß wenigstens Ideen haben.

Das Beste ist, wir bewahren auch in dieser Hinsicht den baden-württembergischen Zustand, – nämlich etwas Geld – nicht allzuviel – und viele Ideen. Denn wir leben in einer Gesellschaft, in der, Gott sei Dank, die Ideen nicht nur vom Staat und den politisch Verantwortlichen kommen, sondern viele Ideen aus der Mitte der Gesellschaft an den Staat und seine Repräsentanten herangebracht werden. So ist die Denkmalstiftung eine Idee, die zum ersten Mal seine Königliche Hoheit, der Herzog von Württemberg, an mich herangetragen hat

mit einer sehr einfachen Überlegung: Während wir nämlich große Anstrengungen in den öffentlichen Haushalten unternommen haben, die Denkmalpflege finanziell zu steigern, haben wir einfach gemerkt, daß wir den Staat wirtschaftlich überfordern, wenn er dies alles allein tun soll. Aber was vielleicht noch wichtiger ist: Wir würden, wenn wir dies alles dem Staat allein überließen, die Chance verpassen, die bei der Denkmalpflege gerade in der Vielfalt liegt. In diesem Zusammenhang erinnere ich mich an eine Rede, die ich sehr aufmerksam gehört habe. Ich glaube, es war in Ravensburg, Herr Professor Gebeßler, als Sie gewarnt haben vor einer Denkmalpflege, die nicht mehr echte Denkmalpflege ist, sondern gewissermaßen ein Modetrend. Es ist ja in unserer Gesellschaft ganz interessant, wie schnell ein Thema aufgegriffen, vordergründig gepflegt wird und dann auch wieder in der Versenkung verschwindet. Das darf für die Denkmalpflege nicht gelten. Das Thema Denkmalpflege muß in unserer Gesellschaft insgesamt nicht nur mit Ernsthaftigkeit, sondern in einem breiten Spektrum aufgenommen werden. Dabei ist der Staat gefordert, aber auch die Bürgerschaft. Diese Bürgerschaft wird inzwischen von so vielen Gruppen vertreten, daß wir einfach diese Gruppen der Gesellschaft zusammenführen müssen, und sich die Frage stellt: Was können wir denn gemeinsam tun? Als Folge unserer jüngeren Geschichte haben wir uns doch daran gewöhnt, daß alles, was Gemeinschaft ist, der Staat leistet. Dabei haben wir den Staat überfordert. In erster Linie nicht einmal finanziell. Der Staat verfügt nämlich über die Reaktionsmöglichkeiten, die der Bürgermeister eben so beschrieben hat, daß er aus dem Zehnten die Hälfte macht – mit weiter steigender Tendenz – und er am Schluß die Unlust der Bürger dadurch erreicht, daß er ihnen an Steuern mehr abnimmt,

als sie von ihrer Arbeit übrigbehalten. Ich glaube, viel wichtiger als die rein finanzielle Seite ist, daß der Staat auch ideell nicht in der Lage ist, das Mäzenatentum nachzuvollziehen, das in der Geschichte die Vielzahl von Förderern wahrgenommen hat. Diese Förderer stehen im demokratischen Staatswesen so nicht zur Verfügung. Die Demokratie – und dabei meine ich die moderne Demokratie, die freiheitliche Gesellschaft – muß insgesamt den Mut haben, dieses Mäzenatentum selbst zu übernehmen. Wenn wir zum Beispiel untersuchen, warum wir so schöne Schlösser und Burgen hier haben, müssen wir uns durchaus darüber streiten, ob die Motive, die zu alldem geführt haben, immer zuerst mäzenatenhaft waren. Ob da immer zuerst ans Volk gedacht wurde oder nicht auch an vieles andere? Es ist ja sehr interessant, wenn man die Geschichte der Länder und Regionen liest, wie zum Beispiel so ein Schloß entstand, mit welchen Beweggründen, mit welchen Entscheidungen, mit welchen Entwicklungen.

Verzeihen wir doch all das, was aus unserer heutigen Betrachtung an negativen Beweggründen zwischen Fürst und Volk in dieser Zeit mitgespielt hat. Übriggeblieben ist im Grunde das, was wir an historischer Substanz, vor allem im baulichen Sektor noch haben. Das sind eben die Zeugen unserer Geschichte. Und für uns stellt sich vielmehr folgende Frage: Was macht der moderne Staat, der nach modernen Methoden wirtschaftlich investieren und die Erträge der Steuern gerecht verteilen soll, dann, wenn ihm immer wieder die alte Frage gestellt wird, ob er sich Kunst leisten kann; ob er sich Denkmalschutz in einer Zeit leisten kann, in der er mit sozialer Not konfrontiert ist? Der berühmte Satz aus der württembergischen Geschichte, der zu mancher Entscheidung geführt hat: „Was brauchet mir Kunscht, mir brauchet Krombiera!“, lebt auch in unserer heutigen Zeit noch gewaltig fort. Die entscheidende Frage ist doch, ob es eine Gesellschaft schafft, den Mut zu haben, sich selbst etwas zu schenken, und dann, wenn sie sich selbst etwas schenkt, auch mal den Mut hat, den Rechenstift nicht so anzusetzen, wie sie das ansonsten jeden Tag tun muß.

Die Denkmalstiftung ist für mich eine ganz typische Einrichtung, ähnlich wie die Kunststiftung, ähnlich wie die Reihe anderer Dinge, die in unserem Land da sind oder in den letzten Jahren geschaffen wurden mit dem Ziel, daß Bürger und Staat kritisch zusammenarbeiten wollen, um wichtige Dinge der Gemeinschaft zu sichern. Und ich bin stolz darauf, daß immer wieder derselbe Kreis von Förderern und Mäzenen, vor allem unserer Wirtschaft, Bereitschaft zeigt. Denn es ist ja im Grunde immer die gleiche Gruppe, die wir ansprechen, für eine Sache einzustehen, was vor allem bedeutet, mit erheblichen finanziellen Beträgen beizutreten. Und ich glaube, es zeichnet gerade unser Land aus, daß es uns gelingt, so etwas wie diese Denkmalstiftung zu machen, die von Anfang an über ein Startkapital verfügt, das andere – so die Bundesdenkmalstiftung – gerne hätten. Und es spricht doch auch für unser Land, daß die Eigenschaften, die für unsere Menschen als Kennzeichen gelten, vor allem für den württembergischen Landesteil – die allgemeinen historischen Beschreibungen lassen die Badener etwas weniger geschoren als die Württemberger bei der Frage nach Geiz und Sparsamkeit –, daß diese Eigenschaften solche Mäzene hervorbringen. Und deshalb möchte ich Ihnen, lieber Herr Freiländer, besonders danken, weil ich mir das eigentlich als das Ide-

al vorgestellt habe, daß der Vorsitzende des Landesverbandes der Industrie der Vorsitzende des Vorstands dieser Stiftung wird. Und daß der Ressortminister das Kuratorium leitet und damit diese Partnerschaft entsteht – dies halte ich für eine großartige Sache. Mein Dank gilt auch unseren historischen Fürstenhäusern. Das gilt für das Haus Baden und das gilt natürlich für das Haus Württemberg und dabei besonders für die Initiative des Hauses Württemberg. Ich glaube, auch hier zeigt sich etwas Besonderes, nämlich ein Stück Historie unseres Landes. Daß die Zusammenarbeit der Fürstenhäuser – sowohl vom badischen wie vom württembergischen her – mit den demokratischen Instituten und Institutionen so partnerschaftlich praktiziert wird. Und ich bin sehr dankbar, daß dadurch viele unterstützende Kräfte dem Land zugute kommen. Es wird jetzt an uns allen liegen, dafür zu sorgen, daß diese Stiftung kein Strohfeder wird. 2,5 Millionen Mark, sagte der Innenminister, sind in der Kasse oder mindestens als Einzahlung zugesagt. Dies ist ein guter Anfang, vor allem unter Berücksichtigung der Tatsache, daß hier gewissermaßen die ersten bereit waren, eine Subskription zu zeichnen, ohne dafür einen Preisvorteil zu erhalten. Alle, die schon gespendet haben, bitten wir, in diesem Eifer nicht nachzulassen. Und damit sich niemand verunsichern läßt: Wer jetzt noch dazukommt, erleidet keinen Nachteil. Es ist also durchaus so, daß die Gaben, die ab jetzt kommen, genauso notwendig sind und in fast gleicher Weise gewürdigt werden wie diejenigen, die schon da sind. Ich möchte die Gelegenheit noch benutzen, hervorzuheben – und manchmal finde ich, ist es auch wichtig, dieses sich selbst wieder zu verdeutlichen –, wie beglückend es in einer Gesellschaft ist, mal etwas zu tun ohne den Blick auf den Steuerbescheid. Wir stellen im Sozialbereich immer wieder fest, daß junge Menschen, die einmal gemerkt haben, wenn sie ein Stück ihrer Freizeit für ihre Mitmenschen investieren, daß ihnen der Dank dieser Mitmenschen viel mehr persönliche Befriedigung verschafft als ein finanzieller Ausgleich. So kann mancher Unternehmer und mancher Manager sagen, wenn er durch die Stuttgarter Staatsgalerie geht oder wenn er die Zeugnisse unserer Kulturdenkmale ansieht, an deren Erhaltung er mitgeholfen hat, daß dies die Zeit und damit seine Leistungen ein bißchen mehr überdauert als der jährliche Bilanzbericht. Beides ist wichtig. Und es wäre für Baden-Württemberg entsetzlich, wenn die Bilanz nicht in Ordnung wäre. Ich möchte also niemand dazu verleiten, diesen Teil gering zu achten. Dabei halte ich es sogar für fast symbolisch, daß mich heute der Weg hierher zusammen mit einer ganzen Reihe von Ihnen von Philippsburg hergeführt hat und wir an diesem Tag das größte Kernkraftwerk, das gegenwärtig in Baden-Württemberg in Betrieb gegangen ist, einweihen konnten und uns dann sogleich mit Denkmalgeschichte befassen. Dies macht das Land aus und genau dies gehört in Baden-Württemberg zusammen.

Der Innenminister hat vorhin die Frage gestellt: Was ist es eigentlich, das unsere junge Generation plötzlich so geschichtsbewußt macht? Man kann schon darüber nachdenken. Uns ist zum Beispiel aufgefallen, als wir hier hinaufsaßen, daß irgend etwas an diesem Adler dort verändert ist. In der Zeit, in der wir es in Deutschland immer noch schwer haben, uns mit bestimmten Phasen unserer Geschichte einzulassen – das hat die Stauer-Ausstellung gezeigt, das hat die Barock-Ausstellung gezeigt, das zeigen uns überfüllte Museen in

Baden-Württemberg – gehen mehr Menschen in die Museen als auf die Sportplätze. Auch wenn das niemand glaubt, beide Zahlen sind festgehalten. Dies zeigt, daß wir vielleicht in einer Phase sind, in der wir uns sehr schwertun, die richtigen Wege in die Zukunft zu gehen. Gerade unsere junge Generation, die dieses spürt, diese Herausforderung, in eine unsichere Zukunft gehen zu müssen, hat ein großes Bedürfnis für das Historisch-Kulturelle. Vielleicht haben wir dieses Bedürfnis alle im Stillen mehr als wir uns einräumen: Das Bedürfnis, uns gewissermaßen in der Geschichte zu verankern – mit einem Fuß so kräftig, daß wir mit dem anderen Fuß in eine unsichere Zukunft gehen können. Ich glaube, das Wort Denkmal weist ja schon darauf hin, daß es sich eigentlich um einen Anstoß zum Denken handelt, zum Gedenken, aber auch zum Nachdenken, zum Mitdenken und zum Weiterdenken. Und ein wesentlicher Gegenstand des Denkens und Bedenkens ist eben die Tatsache, daß wir nicht nur eine Gegenwart, sondern auch eine Geschichte haben. Mancher von Ihnen wird sich gelegentlich dabei erwisch haben, wenn er durch historische Gemäuer geht, daß er rein gefühlsmäßig eine andere Dimension empfindet als in seinem Alltagsbetrieb. Mich wenigstens läßt es nicht unberührt, wenn ich durch eine alte Klosteranlage gehe, durch einen alten Kirchenbau oder wenn ich alte Nutzgebäude sehe und darüber ein bißchen nachdenke, was mag die Menschen in ihrer Zeit bewogen haben, was ist davon übriggeblieben und was können wir daraus lernen? Und mit Lernen meinen wir vielleicht nicht so sehr, was wir aktuell aus einem Bezug lernen können, sondern vielmehr, was wir daraus lernen können, wenn wir uns Menschen in ihrem geschichtlichen Zusammenhang vorstellen und damit auch das Maß unserer eigenen Möglichkeiten in die Dimension der Geschichte einstellen. Wir alle leiden ja ein bißchen darunter, daß wir in der Gegenwart soviel Zukunft und soviel Vergangenheit beiseite lassen und dabei die Gegenwart in einer Dimension erscheint, die sie nur aus unserer Sicht hat, aber sicher nicht im Lauf der Generationen und in der Objektivität der historischen Entwicklung. Kontinuität also, gewissermaßen verstanden als Aneignung von Vergangenheit um der Zukunft willen begründet dann, glaube ich, das was wir Identität nennen. Gedächtnis, hat mal jemand gesagt, sei eine andere Art des Sehens, die zur Ausdehnung von uns selbst führt, zur Erweiterung und zur Vertiefung. Die Denkmalpflege und die Kulturpflege überhaupt darf also ihre Gegenstände nicht zum bloßen, wenngleich noch so wertvollen Objekt machen, wenn diese Gegenstände ihren eigentlichen Sinn behalten sollen. Als gegenwärtige Vergangenheit stellen unsere Kulturdenkmäler Zeugnisse menschlicher Möglichkeiten dar, die unsere Erfahrung von dem, was es mit dem Menschen auf sich hat, bereichern und steigern. Und dabei läßt sich die Geschichte der kulturellen Wandlungen letztlich als Geschichte der menschlichen Freiheit erleben. Denkmalpflege ist also ein Teil der Kulturpflege – oder besser – ein Teil der Kultur überhaupt. Kulturelle Lebendigkeit heißt eben zu einem nicht geringen Teil Schöpferisches bewahren. Eduard Spranger hat Kultur umschrieben als – ich darf zitieren – Aufprägung menschlicher Sinngebung auf die vorgefundene Natur und, über sie hinaus, Inbegriff menschlich-geistiger Werte in jahrtausendlanger Arbeit.

Aus all dem ergibt sich, glaube ich, daß im idealen Fall die Denkmalpflege die Erhaltung des Bestandes und

die gegenwärtige Nutzung zusammenfaßt. Das ist im allgemeinen bei den Kirchen gegeben. In anderen Fällen kann es jedoch sehr schwierig sein und es muß daher immer wieder versucht werden, beides zusammenzubringen. Insoweit ist Maulbronn ein Glücksfall. Oder nehmen Sie – neben Maulbronn – Hohenheim: Am letzten Samstag hatten wir dort in dem Schloß, das der Universität dient, die 200-Jahr-Feier. Solche Glücksfälle sind jedoch eher die Ausnahme. Aber genau dort ist der Punkt, wo wir noch mehr tun können. Genau das führt uns in die Frage dieser Stiftung hinein. Wir stellen fest, es gibt eine große Zahl von Menschen, die Kulturdenkmale erhalten und fortentwickeln wollen. Und es gibt eine große Anzahl von Kulturdenkmälern, bei denen der Verfügungsberechtigte schlicht das Denkmal nicht mehr haben will oder aber nicht nutzen kann. Dies zusammenzuführen, diese Initiativen sind im Grunde die wichtigste Aufgabe der Stiftung. Dafür gibt es einen ganz deutlichen Indikator: Die Tatsache, daß die Anträge so deutlich zunehmen und wir mit der Mittelbereitstellung für die Denkmalpflege gar nicht nachkommen. Ich bin darüber nicht unglücklich. Mir ist es viel lieber, wir werden überschwemmt von Initiativen, Ideen und Anträgen als wir müssen die Leute bitten, doch endlich mal für das eine oder andere etwas einzusetzen. So haben wir die Mittel für die Denkmalpflege 1985 um 15 Millionen DM erhöht. Das Wichtigste daran ist, daß die Ideen dafür, was man mit diesem Geld machen könnte, aus der Bürgerschaft kommen. Das ist besser, als wenn wir – gewissermaßen behördlicherseits – der Öffentlichkeit vorschlagen müßten, was man tun könnte.

Das steigende Interesse an der Denkmalpflege und vor allem der verstärkte Wunsch nach Erhaltungsmaßnahmen darf nicht dazu führen, daß wir dem Eigentümer eines Denkmals eine unbegrenzte Erhaltungspflicht auferlegen. Irgendwo ist da eine Grenze der Zumutbarkeit. Die Rechtsprechung leitet sie aus der Eigentums-garantie des Grundgesetzes ab. Genau an dieser Grenze sind die Denkmalschutzbehörden in der Vergangenheit oftmals gescheitert, wenn es zum Beispiel darum ging, den Abriß eines Baudenkmals zu vermeiden. Es gab da eine nicht ungefährliche Diskussion auch in unserem Land über diese Frage und vor allem auch darüber, welche Stelle das beschließen soll. Hier habe ich mich – wie immer – auch zur Freiheit der kommunalen Selbstverwaltung bekannt. Aber aus eigener Erfahrung weiß ich, daß zum Beispiel eines der schönsten Häuser in meiner Heimatstadt abgerissen worden wäre, wenn es nicht zufällig am Geld für den Neubau gemangelt hätte. Und als dieses Haus dann acht Jahre stehengeblieben war und sich anschließend herausgestellt hatte, daß es ein äußerst wichtiges Baudenkmal darstellt, hat mir dies als Kommunalpolitiker zu denken gegeben: Ob es wohl gut ist, wenn man die Kommunalpolitik mit solchen Entscheidungen allein läßt. Oder – mit anderen Worten – man sollte die Selbstverwaltungsgremien im Denkmalschutz nicht voll der Gefahr aussetzen, alle Interessen kommunalpolitisch abwägen zu müssen. Ich glaube, wir dürfen es nicht übertreiben mit der Frage, was ist ein Denkmal. Der Oberbürgermeister der Stadt Stuttgart, in dieser Frage mein Kontrahent, weist mich immer darauf hin, daß es weniger Denkmäler in Jerusalem und Moskau gebe als in Stuttgart. Was dann immer die Frage aufwirft, ob Stuttgart – also gewissermaßen historischer als Jerusalem oder größer als Moskau – es in bezug auf Denkmäler mit diesen Städten aufnehmen

kann. Ich glaube, wir müssen einen Weg finden zwischen dem Gedanken, daß viele Denkmale keine seien und gewissermaßen frei zur Verfügung stehen, und dem Gedanken, daß alles Denkmal sei, was eine gewisse Zeit überdauert hat. Darüber können die Fachleute reden. Nur, ob aus diesen Fachideen letztlich etwas wird, ist dann wiederum eine Frage des Engagements. Dabei halte ich es für sehr wichtig, daß Leute immer wieder bereit sind, denkmalgeschützte Gebäude oder Einrichtungen abzugeben. Denn es gibt viele Gruppen, die insoweit etwas tun wollen. Die Sache scheitert leider oft daran, daß diese Gruppen keine Rechtsform und keine Organisationsform finden. Auch darin liegt die Aufgabe der Denkmalstiftung. Ich habe da so eine Idealvorstellung: Da gibt es irgendein kleines Schlößchen, ein altes Backhaus, eine alter Kelter. Und es gibt eine Gruppe, die sich sagt, das machen wir zu unserem Vereinsheim. Jetzt können Sie nicht verlangen, daß diese engagierten Leute außer ihrer eigenen Leistung auch noch eine Stange Geld zusammenbringen. Diese Leute sind nämlich bereit, einen großen Teil ihrer Freizeit zur Verfügung zu stellen, und sie bringen auch ein bißchen Geld zusammen. Letztlich fehlt ihnen aber ein Stück finanzieller Substanz. Diese Leute sollten aus der Denkmalstiftung Geld kriegen. Soviel, wie sie selbst aufbringen, aber keinesfalls mehr, denn es muß stets der Anreiz da sein, daß die Leute selbst etwas tun. Wenn es uns gelingt, die Denkmalstiftung insoweit zur Koordinations- und Hilfsstelle für Bürgergruppen zu machen, die zusammen mit der kommunalen Ebene und der Denkmalpflege wirkt, dann haben wir viel geschafft. Das gilt nicht nur für die Baudenkmale, sondern auch für die archäologischen Bereiche oder anderen Beispiele, so wie sie der Innenminister genannt hat. Ähnliches gibt es schon im Bereich des Umweltschutzes, wo wir Biotope aufkaufen, um sie zu schützen, zu erhalten und weiterzuentwickeln. Genauso kann zum Beispiel der Kauf des Geländes einer historischen Fundstätte bewirken, daß man Zeit hat, dies alles – behutsam, wie es sich gehört – zu bewahren.

Wir sind dabei, eine Gesellschaft zu werden, die künftig mehr Freizeit hat und die darüber nachdenkt, ob die Fragen Arbeit und Konsumfreizeit die einzige Alternative sind, oder ob nicht die wachsenden Freizeitmöglichkeiten gerade zur Auseinandersetzung mit kulturellen Dingen, mit historischen Dingen, mit sozialen Dingen genutzt werden sollen. Gerade die Menschen, die vielleicht manchmal aus dem Arbeitsprozeß bei abhängiger Arbeit und immer komplizierterer Technik nicht mehr die innere Befriedigung und Identitätsfindung erreichen, gerade diese Menschen können über solche Wege sehr viel mehr Befriedigung und Selbstfindung schöpfen.

Lassen Sie mich zu der Spendenfrage noch eines sagen: Was wir langfristig entwickeln müssen, ist etwas, was grundsätzlich dieser Struktur der Gesellschaft, die eine freiheitliche Gesellschaft ist, viel mehr entspricht als die Staatsaufsicht. Um diese Möglichkeit voranzubringen, sollten wir das Stiftungsrecht in Deutschland ändern. Meine Sorge ist, daß das amerikanische Stiftungsrecht dazu führt, daß im internationalen Wettbewerb so hohe Beträge beispielsweise für Kunstgegenstände eingesetzt werden, daß wir als Staat damit gar nicht mehr konkurrieren können. Dies ist nicht gut und es wäre einem Staat viel hilfreicher, wenn er ein bißchen weniger an Steuereinnahmen hätte und dafür eine engagiertere Bürgerschaft, die über absetzbare Stiftungsbeträge für

solche Zwecke mehr erreichen könnte. Steuerliche Erleichterung zu gewähren, bedeutet ja für den Staat nie eine Vollverfügung über diese Mittel. Es ist dann immer mehr Engagement dabei, wenn ich als Bürger selbst entscheiden kann, daß ich einer bestimmten Sache etwas zuwenden will. Für die Zukunft von Kunst und Kultur müssen wir also unser Stiftungsrecht und manches an unserem Vermögensrecht überprüfen. So meine ich, es müßte Spenden geben zur Aufstockung des Stiftungskapitals, frei verfügbare Zuschüsse oder auch Stiftungen, die über die Denkmalstiftung direkt einem Objekt zukommen. Wenn Sie jetzt das alles anhören, kann es natürlich auch Leute geben, die sich sagen, naja, also irgendwo machen die da 'ne Geschichte, um den Staat zu entlasten. Ich will dem sehr klar entgegenreten: Die Denkmalstiftung ist keine Einrichtung, die dem Land Baden-Württemberg Verpflichtungen abnehmen soll. Ganz im Gegenteil. Wir errichten die Denkmalstiftung mit einem Kapital von 50 Millionen DM und wir werden weitere 18 Millionen DM für die laufende Arbeit zur Verfügung stellen. Um die langfristige Sicherung eines Mittelzuflusses zu garantieren, haben wir zu einem alten Mittel gegriffen, das uns aus der Toto-Lotto-Zeit eingefallen ist:

Wir haben eine Losbrieflotterie eingerichtet. Und ich muß sagen, wenn die Leute schon ihr Glück versuchen, dann bitte möglichst dort. Das Ergebnis ist, daß wir dort etwa vier Millionen DM pro Jahr einnehmen und davon die Hälfte für künstlerische Dinge verwenden werden. Die andere Hälfte aber, nämlich zwei Millionen DM, werden wir der Denkmalstiftung als Dauereinnahme garantieren. Mit dieser Kapitalbasis, plus der zwei Millionen Dauereinnahme, plus Haushaltsmittel, soweit sie zur Verfügung stehen, plus der privaten Zuwendungen – damit glaube ich, kann die Denkmalstiftung eine ganz wichtige Aufgabe übernehmen.

Diesem Problemkreis haben wir auch insoweit Rechnung getragen, als wir die anderen Bereiche der Denkmalpflege aufgestockt haben. So machen wir jetzt ein spezielles Programm für Steinbauwerke und Steinplastiken, weil wir feststellen, daß die Umweltschäden gerade in diesem Bereich rapide zunehmen und die Gefahr besteht, wenn wir das nicht sehr bald angehen, daß dann möglicherweise gar nichts mehr zu reparieren ist. Wir wollen auch dafür im Forschungssektor besondere Maßnahmen ergreifen. Ich will auf die einzelnen Dinge nicht näher eingehen, aber nur zum Beispiel: Das Kabinett wird vor der Sommerpause – im Rahmen der Ausfüllung der Regierungserklärung des letzten Jahres zur Frage der städtebaulichen Entwicklung – auch die Entscheidung über das Denkmalnutzungsprogramm treffen. Auch hier im Grunde ein Gedanke, der dazugehört: Daß nämlich unsere großen Projekte im allgemeinen Denkmalschutz Gefahr laufen, auf der Strecke zu bleiben, weil sie so hohe Beträge erfordern, die wir nicht mit den seither üblichen Mitteln abdecken können, mit der Folge, daß wir also auch insoweit etwas Besonderes tun müssen. Aus diesem Grunde haben wir das Denkmalnutzungsprogramm geschaffen, eben weil wir gesagt haben, es gibt Beispiele – Kloster Bronnbach ist vielleicht im Moment das bekannteste Beispiel oder die Klosterkaserne in Konstanz –, wo wir feststellen, daß Großbeträge notwendig sind. Das kann doch nicht dazu führen, daß wir diese bedeutenden Denkmalanlagen kaputtgehen lassen. Nur jetzt kommt die Konsequenz: Es hat doch keinen Sinn, wenn das Land die so herausragenden Denkmale mit großem Aufwand her-

richtet und sie dann ungenutzt bleiben. Wir müssen uns doch vielmehr überlegen, wie wir diese alten Gebäude so herrichten können, daß wir sie nutzen können. Ich halte zum Beispiel Entscheidungen wie die der Stadt Wertheim und des Main-Tauber-Kreises für ein muster-gültiges Beispiel: Nämlich auf neue Investitionen zu verzichten und die Nutzungsmöglichkeiten in Einklang zu bringen mit einem vorhandenen Denkmalobjekt. So habe ich für das Land jetzt angeordnet, es wird nirgends mehr ein Neubau dort erstellt, wo nicht zuvor erschöpfend geprüft wurde, ob es nicht Altgebäude – vor allem denkmalgeschützte Gebäude – gibt, die für einen solchen Zweck nutzbar gemacht werden können. Wenn es die Kommunen auch so machen und wenn wir den Kommunen dann unter die Arme greifen, damit gewissermaßen der Abstand zwischen der höheren Investition zum Schutz alter Gebäude und der Neuinvestition geringer wird, dann glaube ich, kann das Denkmalnutzungsprogramm einen wichtigen Beitrag leisten. Wir werden in den nächsten fünf Jahren 250 Millionen DM aus dem Landeshaushalt für dieses Denkmalnutzungsprogramm bereitstellen. Das soll nur zeigen, daß wir neben die Absicherung der allgemeinen Mittel für den Denkmalschutz, neben die Denkmalstiftung dann noch das Denkmalnutzungsprogramm stellen.

Dann müssen wir noch die Querverbindung zu unserer Stadterneuerung sehen. Und ich bin sehr froh darüber, daß mir der Präsident des Landesdenkmalamts inzwischen verziehen hat und sogar der Meinung ist, daß es eine richtige Entscheidung war, daß ich nämlich damals bei der Übernahme des Innenministeriums dem Ministerpräsidenten zur Bedingung gemacht habe, daß der Denkmalschutz aus dem Kultusministerium ins Innenministerium kommt, weil ich eigentlich immer der Meinung war, daß man abwägen muß. Vielleicht sind die Stadterneuerung und die Dorfentwicklung die wichtigsten Verbindungen des Denkmalschutzes und vielleicht sind diese Verbindungen viel wichtiger als der Gedanke, daß man da aus einer Unabhängigkeit herauskäme. Wenn es uns gelingt, diese ganzen Denkmalprogramme in Einklang zu bringen mit unseren großen Stadterneuerungs- und Dorfentwicklungsprogrammen, dann wird dies zu einem großen, in sich geschlossenen System. Und wenn alle freien Gruppen sich daran be-

teiligen und – Güglingen hier in der Nähe ist ein gutes Beispiel – auch die Kommunen und die Sparkassen und die Genossenschaftsbanken mitmachen, dann können wir sehr viel Historisches bewahren und für moderne Zwecke nutzen. Lassen Sie mich auch dies einmal offen sagen: Ich beobachte – Gott sei Dank – daß unsere Kreditinstitute nicht mehr die „schönsten“ Betongebäude erstellen, sondern sie sich immer mehr als die großen Mäzene erweisen, die jetzt unsere alten Gebäude wiederherstellen. Dies führt auch zur Vergebung mancher Sünden, die in der Vergangenheit bei Neubauten gemacht wurden. Und dies will ich nicht nur an private Bauherren richten: Der Staat ging – wie immer – mit gutem Beispiel voran. Zuerst beim Sündigen, aber jetzt auch wieder beim Denkmalschutz.

Lassen Sie uns einfach den Versuch wagen, mit einer solch neuen Idee und einem neuen Konzept einen mutigen Schritt in die Zukunft zu gehen – zur Sicherung unserer Vergangenheit. Die Erinnerung und der Ausblick auf die Zukunft sind eng miteinander verknüpft. Wir erinnern uns und wir vergessen natürlich auch. Andererseits erinnern wir uns wieder an das, was wir schon vergessen haben. Diese Erinnerung geht über das hinaus, was unsere eigene persönliche und familiäre Umgebung prägt. Sie wird damit zur kollektiven Erinnerung. Diese gemeinsame Erinnerung ist ein gutes Stück unseres Lebens. Sich an Gemeinsames zu erinnern und überhaupt sich die Tatsache zu vergegenwärtigen, daß wir in einer Gemeinschaft leben, hängen zusammen und bedingen sich gegenseitig. Ich halte dies für sehr wichtig, weil wir hier noch einmal eine zusammenfassende Antwort auf die Frage finden, warum wir Denkmalpflege betreiben. Lassen Sie mich herzlich danken all denen, die gekommen sind und all denen, die wissen, daß dieser Besuch hier nicht umsonst war, in jeder Beziehung. Und lassen Sie uns weiterhin die Atmosphäre Baden-Württembergs dadurch bestimmen, daß die Zusammenarbeit zwischen Staat, Wirtschaft und Gesellschaft mehr ist als Daseinsvorsorge und Ordnungspolitik. Ich glaube, wir sind es unseren Kindern schuldig, daß wir diesen umfassenden Begriff von der Gemeinschaft auch wieder deutlicher in der Öffentlichkeit und besonders bei solchen Anlässen dokumentieren.

Dipl.-Kfm. Hans Freiländer, Vorsitzender des Vorstandes der Denkmalstiftung

Grußwort

Sehr verehrter Herr Landtagspräsident,
sehr geehrter Herr Ministerpräsident,
sehr geehrter Herr Minister Schlee,
meine sehr verehrten Damen und Herren!

Wenige Minuten vor diesem Festakt bin ich völlig überraschend zum Vorsitzenden des Vorstandes der Denkmalstiftung gewählt worden und insofern konnte im Programm noch nicht ausgedrückt werden, wer der Vorsitzende der Denkmalstiftung ist. Ich bin Ihnen,

Herr Ministerpräsident, daher sehr zu Dank verbunden, daß Sie mich in Ihrer Rede kurz vorgestellt haben; ich darf das vielleicht noch ergänzen.

Ich komme aus der nordwestlichen Ecke dieses Bundeslandes – aus Mannheim – und ich erlaube mir, darauf hinzuweisen, daß ich außer meiner Verpflichtung als Vorsitzender des Landesverbandes der Baden-Württembergischen Industrie e.V. auch das Bedürfnis hatte, als Nordbadener diese Aufgabe zu übernehmen, um jedenfalls nicht den Verdacht entstehen zu lassen, daß

bei der Übernahme von freiwilligen Aufgaben im Land der Geiz der Badener größer ist als die Ausgabenfreudigkeit der Schwaben.

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident, ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Rede. Ich danke Ihnen, Herr Minister Schlee, für Ihre Begrüßungsworte, wobei ich natürlich mit einem gewissen Bedauern feststellen muß, daß in der kurzen Zeit zwischen Wahl und Festversammlung alles, was mir über die Denkmalstiftung eingefallen ist, von Ihnen bereits gesagt wurde. Insofern kann ich mich relativ kurz fassen, und ich nehme an, daß Sie mir nicht böse sind, wenn ich nur einige Lichter zusätzlich zu setzen versuche. Die Lampen möchte ich zunächst insofern anzünden, daß ich Dank sage einmal für den Festakt, den die Landesregierung hier in diesem herrlichen Kloster Maulbronn ausgerichtet hat. Dank möchte ich aber auch Herrn Bürgermeister Dziellak und der Stadt Maulbronn sagen, daß sie sich so selbstlos eingesetzt haben, diesen Festakt so würdig zu gestalten.

Gestatten Sie mir, Herr Bürgermeister, daß ich mit ganz großer Bewunderung auf Ihre Rede zurückkomme. Ist es Ihnen doch tatsächlich mit wenigen Worten gelungen, dem Landesvater fast alles zu sagen, was Sie bedrückt. Ich danke dem Schulorchester des Evangelischen Seminars, das unsere Feier festlich umrahmt. Und ich danke allen, die sich bereit erklärt haben, im Vorstand und im Kuratorium der Denkmalstiftung für die Erhaltung unseres kulturellen Erbes Mitverantwortung zu übernehmen.

Sowohl der Herr Ministerpräsident als auch Herr Minister Schlee haben in ihren Reden der Privatinitiative in der Denkmalpflege einen großen Stellenwert eingeräumt. Sie weiter zu verstärken, ist das Ziel dieser Stiftung. Die Bemühungen um ihre Errichtung haben bisher in der Öffentlichkeit einen guten Widerhall gefunden. Dies gilt sowohl für die Zusage, in den Organen der Denkmalstiftung mitzuwirken – und da darf ich sagen, daß ich selbst überrascht worden bin über das große Engagement vieler Persönlichkeiten im Lande Baden-Württemberg – als auch für die Bereitschaft, die Stiftung mit Spenden zu unterstützen. Der Betrag ist sowohl vom Herrn Ministerpräsidenten als auch von Herrn Minister Schlee bereits zweimal genannt worden, so daß ich eigentlich die 2,5 Millionen DM zum dritten Mal nicht mehr zu nennen bräuchte, ich sag's trotzdem. Eine ganze Reihe von Projekten zur Erhaltung von Kulturdenkmälern, die von privaten Eigentümern und Bürgergruppen an die Denkmalstiftung schon in der Gründungsphase herangetragen wurden, zeigen außerdem, daß auf die Denkmalstiftung eine Fülle von Aufgaben wartet.

Mit Denkmalschutz – und so möchte ich ihn einmal definieren – verbindet sich der Gedanke an die Erhaltung wichtiger historischer Denkmäler. Sie sind äußere Zeichen für die Entwicklung des eigenen Lebensraumes. Zeugnisse der geschichtlichen Entwicklung und zugleich Bezugspunkte für den Menschen in seiner Heimat und zu seiner Heimat. Und daraus ergibt sich zwangsläufig, daß Denkmalschutz im Grunde genommen nur dann seine Ziele erreichen kann, wenn er breite Resonanz in allen Bevölkerungsschichten und in allen Kreisen dieser Gesellschaft finden kann. Dies ist unser Wunsch.

Die Verstärkung des privaten Elements und die Denk-

malstiftung kommen zu einem richtigen Zeitpunkt. Die Anziehungskraft unseres Landes, in dem wir leben und arbeiten, hängt nicht nur von den Leistungen seiner Wirtschaft ab, sondern wird maßgeblich auch von seinem kulturellen Angebot bestimmt; und an diesem haben Kulturdenkmäler einen wesentlichen Anteil.

Die Wirtschaft des Landes ist bereit, zur Erhaltung dieses kulturellen Erbes ihren Beitrag zu leisten. Sie betrachtet diese Aufgabe als einen Teil ihrer gesellschaftlichen Verantwortung. Ein Grund für die positive Bewertung der Denkmalstiftung ist sicherlich auch darin zu sehen, daß die Denkmalpflege unseres Landes aufgrund ihrer finanziellen Ausstattung in der Vergangenheit effektiv denkmalpflegerische Arbeit leisten konnte und dies auch in der Zukunft weiterhin kann.

Die von Seiner Königlichen Hoheit Herzog Carl von Württemberg ausgehende Initiative zur Schaffung einer Stiftung wurde von Herrn Ministerpräsident Späth aufgegriffen und in der heute vorgestellten Denkmalstiftung realisiert. Das Land hat die Stiftung errichtet und sie mit einem Stiftungskapital von 50 Millionen DM ausgestattet. Diese starke finanzielle Beteiligung des Landes steht nicht im Gegensatz zur Zielsetzung der Denkmalstiftung, die Privatinitiative zu stärken – im Gegenteil. Die Anfangsfinanzierung des Landes ist einmal Voraussetzung für eine erfolgreiche Arbeit der Stiftung und Ansporn und Zeichen für alle gesellschaftlichen Kräfte dieses Landes, sich dieser Aufgabe mit zu unterziehen. Denn private Spendenmittel werden für die Denkmalstiftung nur dann mobilisiert werden können, wenn sie von Anfang an der Öffentlichkeit die Notwendigkeit, die Bedeutung und den Erfolg der Denkmalpflege deutlich machen kann. Es ist daher zu begrüßen, und ich bedanke mich besonders bei der Landesregierung, daß sie zusätzliche Investitionsmittel in Höhe von 18 Millionen DM zum Anlauf der Stiftung zur Verfügung gestellt hat.

Auf Sicht – und das kann nicht deutlich und oft genug gesagt werden – bedarf die Stiftung jedoch der tatkräftigen finanziellen Unterstützung breiter, um nicht zu sagen, aller Bevölkerungskreise.

Um die Leistungskraft der Stiftung auf Dauer zu erhalten, ist die Zuführung privaten Stiftungskapitals unerläßlich. Jede Spende unserer Bürger – und sei sie noch so klein – ist ein Baustein für die Realisierung der gesteckten und anvisierten Ziele.

Die Denkmalstiftung – und auch das sei noch einmal deutlich hervorgehoben – wird den Eigentümern von Kulturdenkmälern die Verantwortung für ihr Eigentum nicht abnehmen. Sie wird nur dort tätig, wo die Erhaltungslast unerträglich geworden ist, wo auf andere Weise die Erhaltung eines Kulturdenkmals nicht mehr gesichert werden kann. Die Hilfe der Stiftung – und das möchte ich betonen – ersetzt die Erhaltungsiniativen der Eigentümer nicht, sondern sie setzt sie zwingend voraus. Die Denkmalstiftung wird daher auch mit gemeinnützigen Bürgergruppen, die sich auf örtlicher Ebene die Erhaltung von Kulturdenkmälern zum Ziel gesetzt haben, überaus eng zusammenarbeiten. Dabei kann an das bisher schon starke ideelle und finanzielle Engagement der Bürger für die Erhaltung von Kulturdenkmälern in ihrer Gemeinde angeknüpft werden.

Die Spendenbereitschaft auf lokaler Ebene läßt sich am wirkungsvollsten mit Hilfe örtlicher Initiativen erhöhen. Die vorrangige Aufgabe von Vorstand und Kura-

torium wird es sein, die Schwerpunktaufgaben der Denkmalstiftung festzulegen. Die Stiftung ist nicht nur an der Förderung weniger spektakulärer Großprojekte interessiert. Vielmehr wird sie sich der Erhaltung des kulturellen Erbes in seiner ganzen Breite widmen. Gestatten Sie mir bitte, für die Arbeit der Denkmalstiftung drei Schwerpunkte stichwortartig herauszuheben. Es sind:

1. Erhaltung der historischen Bauten; darüber hinaus aber
2. Stärkung der Bindung zum Lebensraum Heimat über die Heranführung der Menschen an ihre Denkmäler, die die Zeugen ihrer historischen Vergangenheit sind, und
3. zwangsläufig daraus die Weckung des Bewußtseins in der Bevölkerung für Geschichte und Kultur.

Die Denkmalstiftung wird mit dem heutigen Tag ihre Arbeit aufnehmen und steht als Partner bei der Erhaltung von Kulturdenkmälern bereit. Der Vorstand hat in seiner konstituierenden Sitzung beschlossen, Herrn Oberbürgermeister a. D. Dr. Regelmann mit der Geschäftsführung zu beauftragen, und ich bedanke mich sehr beim Herrn Oberbürgermeister a. D., daß er diese

Aufgabe in seinem eigentlich wohlverdienten Ruhestand übernommen hat.

Wir werden unsere Aufgaben mit einem minimalen Verwaltungsaufwand erfüllen und flexibel arbeiten. Mit den vom Land und von privaten Spendern zur Verfügung gestellten Mitteln werden wir in voller Verantwortung umgehen. Wir werden auch dafür sorgen, daß eine angemessene regionale Verteilung der Förderprojekte besonders beachtet wird, und der Vorsitzende aus dem nordbadischen Raum wird sich diese Aufgabe sicherlich besonders angedeihen lassen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, das Land hat für die Errichtung der Denkmalstiftung sowie deren finanzielle Erstausrüstung einen Impuls gegeben. Es kommt nun darauf an, daß die Denkmalstiftung auf breiter Basis von den Bürgern und den Institutionen einschließlich der Wirtschaft dieses Landes mitgetragen wird. Kuratorium und Vorstand rufen alle Bürger unseres Landes, Denkmalschutzinitiativen und die Wirtschaft unseres Landes auf, zum Erhalt unseres Kulturerbes die Denkmalstiftung zu unterstützen.

Meine Damen und Herren, Herr Ministerpräsident, ich danke Ihnen.

Denkmalstiftung Baden-Württemberg

Satzung

I. Allgemeine Bestimmungen

§ 1

Name, Sitz und Rechtsform

Die „Denkmalstiftung Baden-Württemberg“ ist eine rechtsfähige Stiftung des bürgerlichen Rechts. Sie hat ihren Sitz in Stuttgart.

§ 2

Zweck der Stiftung

(1) Die Stiftung hat die Aufgabe, zur Erhaltung von Kulturdenkmälern im Sinne des Denkmalschutzgesetzes beizutragen. Dieser Zweck soll vorrangig durch die Förderung privater Initiativen auf dem Gebiet der Denkmalpflege verwirklicht werden. Die Stiftung wird insbesondere dort tätig, wo die staatliche Denkmalpflege nicht oder nur in beschränktem Umfang wirkt.

(2) Erhaltungsmaßnahmen an Kulturdenkmälern im privaten Eigentum können insoweit gefördert werden, als die Eigentümer erhöhte Erhaltungskosten zu tragen haben. Die Förderung darf nicht eigenwirtschaftlichen Zwecken des Eigentümers dienen.

(3) Die Stiftung kann zur Erfüllung ihrer Aufgabe beispielsweise

- gemeinnützige Bürgeraktionen zur Erhaltung und Pflege von Kulturdenkmälern unterstützen,
- den Erwerb von Grundstücken, die besonders bedeutsame Bodendenkmale bergen, fördern oder solche Grundstücke selbst erwerben, um sie einer die Bodendenkmale gefährdenden Nutzung zu entziehen,

– den Erwerb gefährdeter, besonders bedeutsamer Kulturdenkmale zur Durchführung von Erhaltungsmaßnahmen und Weitergabe an neue Nutzer fördern oder solche Kulturdenkmale selbst erwerben,

– wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiet der Denkmalpflege fördern,

– Publikationen auf dem Gebiet der Denkmalpflege herausgeben.

§ 3

Gemeinnützigkeit

(1) Die Stiftung verfolgt ausschließlich und unmittelbar Zwecke im Sinne des Abschnitts „Steuerbegünstigte Zwecke“ der Abgabenordnung; sie ist selbstlos tätig.

(2) Die Mittel der Stiftung dürfen nur für die satzungsgemäßen Zwecke verwendet werden. Es darf keine Person durch Ausgaben, die dem Zweck der Stiftung fremd sind, oder durch unverhältnismäßig hohe Vergütungen begünstigt werden. Die Mitgliedschaft in Vorstand und Kuratorium ist ehrenamtlich; Aufwandsentschädigungen werden nicht gewährt.

§ 4

Stiftungsvermögen

(1) Das Stiftungsvermögen besteht aus Leistungen des Landes Baden-Württemberg in Höhe von 10 Millionen DM in den Jahren 1985 und 1986.

(2) Dem Stiftungsvermögen wachsen Zuwendungen des Landes Baden-Württemberg oder Dritter zu.

§ 5

Mittelverwendung

- (1) Die Stiftung erfüllt ihre Aufgabe aus den Erträgen des Stiftungsvermögens und aus dazu bestimmten Zuwendungen des Landes Baden-Württemberg oder Dritter.
- (2) Das Stiftungsvermögen ist in seinem Bestand zu erhalten, soweit die Zuwendenden nichts anderes bestimmt haben.

II. Organe der Stiftung

§ 6

Stiftungsorgane

Organe der Stiftung sind

1. der Vorstand,
2. das Kuratorium

§ 7

Vorstand

- (1) Der Vorstand der Stiftung besteht aus fünf Mitgliedern.
- (2) Ein Mitglied des Vorstandes wird von der Landesregierung, die übrigen Mitglieder werden vom Kuratorium auf die Dauer von drei Jahren bestellt. Soweit Mitglieder des Kuratoriums zu Mitgliedern des Vorstandes bestellt werden, scheiden sie aus dem Kuratorium aus. Wiederholte Bestellung ist möglich.
- (3) Für ein vorzeitig ausscheidendes Mitglied des Vorstandes kann ein Nachfolger nur für den Rest der Amtszeit bestellt werden.
- (4) Der Vorstand wählt aus seiner Mitte einen Vorsitzenden und seinen Stellvertreter.
- (5) Der Vorstand ist beschlußfähig, wenn mehr als die Hälfte seiner Mitglieder anwesend ist. Er beschließt mit einfacher Mehrheit der abgegebenen Stimmen. Bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden.

§ 8

Aufgaben des Vorstandes

- (1) Der Vorstand führt die Geschäfte der Stiftung. Beschlüsse über Einzelvorhaben, an denen die Stiftung mit einem Gesamtbetrag von mehr als 500 000 DM beteiligt ist, bedürfen der Zustimmung des Kuratoriums. Der Vorstand kann einen Geschäftsführer bestellen. Der Geschäftsführer kann nicht Mitglied des Vorstandes sein.
- (2) Die Stiftung wird gerichtlich und außergerichtlich durch den Vorsitzenden des Vorstandes oder seinen Stellvertreter vertreten.
- (3) Der Vorstand betreut Stifter und Förderer; hierzu kann er einen Förderkreis bilden.

§ 9

Kuratorium

- (1) Dem Kuratorium sollen Stifter, Vertreter der Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst, der auf dem Gebiet der Denkmalpflege tätigen Verbände und Bürgergruppen, der Kirchen, kommunalen Körperschaften und der staatlichen Denkmalpflege sowie der Eigentümer von Kulturdenkmälern angehören.
- (2) Dem Kuratorium gehören an:
 1. ein Vertreter des Innenministeriums,
 2. zwei vom Innenministerium zu berufende Vertreter des Landesdenkmalamtes,
 3. ein Vertreter des Finanzministeriums,
 4. je ein Vertreter des Landkreistages, Städtetages und Gemeindetages,
 5. je ein Vertreter der evangelischen und der katholischen Kirche,
 6. 10 bis höchstens 20 Mitglieder, die von der Landesregierung Baden-Württemberg bestellt werden,
 7. 10 bis höchstens 20 weitere Mitglieder, die vom Kuratorium bestellt werden.
- (3) Die Amtszeit des Kuratoriums beträgt drei Jahre. Für ein vorzeitig ausscheidendes Mitglied kann ein Nachfolger nur für den Rest der Amtszeit bestellt werden. Wiederholte Bestellung ist möglich. Für die Mitglieder nach Absatz 2 Nr. 1 bis 5 können Vertreter entsandt werden. Die Mitglieder nach Absatz 2

Nr. 6 und 7 können Vertreter benennen, die im Fall der Nummer 6 von der Landesregierung, im Fall der Nummer 7 vom Kuratorium bestellt werden können.

- (4) Das Kuratorium wählt aus seiner Mitte einen Vorsitzenden und seinen Stellvertreter.

§ 10

Aufgaben und Verfahren des Kuratoriums

- (1) Das Kuratorium legt die Grundsätze der Arbeit der Stiftung fest; insbesondere stellt es Richtlinien für die Vergabe und die satzungsgemäße Verwendung der Zuwendungen auf. Es unterstützt den Vorstand bei der Erfüllung seiner Aufgaben und überwacht die Rechtmäßigkeit, Zweckmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit der Führung der Stiftungsgeschäfte.
- (2) Das Kuratorium hat ferner folgende Aufgaben:
 1. Bestellung des Vorstandes gemäß § 7 Abs. 2 Satz 1,
 2. Feststellung des Haushalts- und Wirtschaftsplans,
 3. Entgegennahme der Jahresrechnung und des Tätigkeitsberichtes des Vorstandes, erforderlichenfalls unter Mitwirkung eines Rechnungsprüfers,
 4. Entlastung des Vorstandes,
 5. Änderung der Satzung und des Stiftungszwecks.
- (3) Das Kuratorium kann die von ihm bestellten Mitglieder des Vorstandes aus wichtigem Grund abberufen.
- (4) Sitzungen des Kuratoriums finden nach Bedarf, mindestens jedoch einmal jährlich statt. Das Kuratorium ist einzuberufen, wenn mindestens ein Viertel der Mitglieder dies verlangt. Es ist beschlußfähig, wenn mindestens die Hälfte seiner Mitglieder anwesend ist. Entscheidungen werden, soweit nichts anderes bestimmt ist, mit Stimmenmehrheit der anwesenden Mitglieder gefaßt; bei Stimmengleichheit gibt die Stimme des Vorsitzenden den Ausschlag.
- (5) Das Kuratorium gibt sich eine Geschäftsordnung.

III. Verfahren und Verwaltung

§ 11

Haushalts-, Kassen- und Rechnungswesen

- (1) Die Mittel der Stiftung sind nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten sparsam zu verwenden.
- (2) Über die Einnahmen und Ausgaben sowie über das Vermögen der Stiftung ist nach Ablauf eines Geschäftsjahres durch den Vorstand Rechnung zu legen. Geschäftsjahr ist das Haushaltsjahr des Landes Baden-Württemberg.
- (3) Der Rechnungshof ist berechtigt, die Haushalts- und Wirtschaftsführung der Stiftung gemäß § 104 Abs. 1 Nr. 4 der Landeshaushaltsordnung zu prüfen.

§ 12

Satzungsänderung, Aufhebung der Stiftung

- (1) Beschlüsse über Satzungsänderungen und der Beschluß über die Aufhebung der Stiftung sowie über eine Änderung des Stiftungszwecks bedürfen einer Dreiviertel-Mehrheit der Mitglieder des Kuratoriums. Der Vorstand ist vorher zu hören. Der Beschluß über eine Änderung des Stiftungszwecks bedarf der Zustimmung der Landesregierung. Die Beschlüsse werden erst mit Genehmigung der Stiftungsbehörde rechtswirksam.
- (2) Bei Aufhebung der Stiftung fällt das Stiftungsvermögen an das Land Baden-Württemberg. Es darf nur für Zwecke der Denkmalpflege verwendet werden.

Stuttgart, den 24. Juni 1985

1 DIE NEUTOR-
BRÜCKE 1985.



Hubert Krins: Die Neutorbrücke in Ulm – ein herausragendes Kulturdenkmal der Technik –

Wenn es nach dem Willen der Deutschen Bundesbahn geht, soll im Jahr 1990 eines der bedeutendsten Brückenbauwerke im Lande abgebrochen werden: die Neutorstraßenbrücke in Ulm.

Sie verbindet das im späten 19. Jahrhundert bebaute Gebiet zwischen Olgastraße und Karlsstraße nördlich der Altstadt über den Einschnitt der Bahnstrecke hinweg mit dem Kienlesberg und dem Villenviertel auf dem Michelsberg. Ihre hohe Lage macht sie weithin sichtbar und dank ihrer schwungvollen Konstruktion zu einem markanten Blickpunkt im Stadtbild. Erbaut wurde sie 1906/07 von der Deutschen Reichsbahn (Baurat Levi). Die mit leichtem Gefälle zur Stadt hin

konzipierte 112,2 m lange Eisenkonstruktion ruht – neben den Auflagern – auf zwei betonierten Pfeilern, die mit Kunststein verkleidet sind. Die Eisenkonstruktion wurde von der Maschinenfabrik Esslingen geliefert und montiert. Diese Firma besaß im Brückenbau eine international führende Stellung. Seit 1853 hatte sie eiserne Brücken gebaut und vor allem unter der Leitung von Baurat Kübler viele Preise errungen.

Dem ersten Blick erscheint die Brücke aufgrund ihrer eleganten Linienführung wie eine Hängebrücke. Statistisch gesehen trifft dies jedoch nicht zu, denn das Konstruktionsprinzip ist das einer Krag- oder Auslegerbrücke. Hierbei ruhen auf Pfeilern weit auskragende Träger.

2 DIE BRÜCKE IM BAU 1906/07.





3 DIE BRÜCKE 1985, aus gleicher Richtung wie auf Abb. 2 von einem tieferen Standort aus aufgenommen.

Diese, seit den 1860er Jahren angewandte Bauart bot den Vorteil, daß sie statisch genauer zu bestimmen war, so daß Material gespart und auf sogenannte feste Gerüste verzichtet werden konnte. Für die Ulmer Brücke läßt sich die Bauweise auf einem während der Bauzeit entstandenen Foto ablesen:

Die 44,2 m langen Seitenteile ruhen bereits auf den Pfeilern und kragen je 15,3 m in die Mittelöffnung vor, die dann später mit dem 23,8 m langen Mittelstück, dem Schwebeträger, geschlossen wurde. Die angewandte Bauweise entsprach also technisch dem Stand der Zeit, verband aber diesen Vorteil mit dem optisch wirkungsvollen Umriss einer Hängebrücke. Diese Verschleierung des statischen Prinzips durch gestalterische Mittel mag für den Techniker eine „Störung“ der technischen Funktion darstellen, ja sogar ein „Auseinanderfallen von Funktion und Form“ signalisieren – der Historiker wird diese Unterordnung technischer Gesichtspunkte unter einen ästhetischen Anspruch aber gerade als bezeichnendes Merkmal der Architektur um 1900 werten.

Zeitgemäß ist auch der Brückenzierat. Er lehnt sich mit filialenähnlichen Türmchen an neugotische Vorbilder an und nimmt damit auch deutlich Bezug auf das Ulmer

Münster mit seinen damals soeben fertiggestellten Türmen. Leider wurden alle Verzierungen, soweit sie angerostet waren, 1964 entfernt.

Für die Geschichte des Brückenbaues in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stellt die Eisenbrücke sozusagen das Leitmotiv dar. Vor allem für die Brücken der Eisenbahnstrecken wählte man so gut wie ausschließlich diese Form. So entstand u. a. zwischen 1875 und 1879 das 279 m lange Kübelbach-Viadukt bei Dornstetten, Kreis Freudenstadt, für die Württembergische Staatsbahn. Mit bis zu 60 m besitzt diese Brücke eine noch verhältnismäßig geringe Spannweite. Etwa gleichzeitig erreichte man aber bei Rheinbrücken schon Spannweiten von über 100 m, im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts sogar von mehr als 180 m. So scheint sich gerade im Eisenbrückenbau die Fortschrittsbegeisterung der Gründerzeit widerzuspiegeln.

Um so erstaunlicher ist es, daß diesen Bauwerken lange Zeit nicht die gebührende Aufmerksamkeit zuteil wurde. Zwar führten bereits 1932 Conrad Matschoss und Werner Lindner in einer Veröffentlichung unter dem Titel „Technische Kulturdenkmale“ auch Beispiele dieser Eisenbrücken auf. Im Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte findet man jedoch noch 1948 folgende

4 AUFLAGER am Brückenkopf (1985). Es sind erhebliche, durch Streusalz verursachte Rostschäden zu erkennen.



5 PFEILERAUFLAGER (1985).



6 DIE NEUTORBRÜCKE mit ihrem Zierat nach der Fertigstellung.



7 DIE BRÜCKE 1974: Die Kronen über den Wappen, die Wappentafeln, Fialenspitzen, Zinnen u. a. fehlen.





8 KÜBELBACH – VIADUKT BEI DORNSTETTEN, *erbaut 1875/79 (1985).*

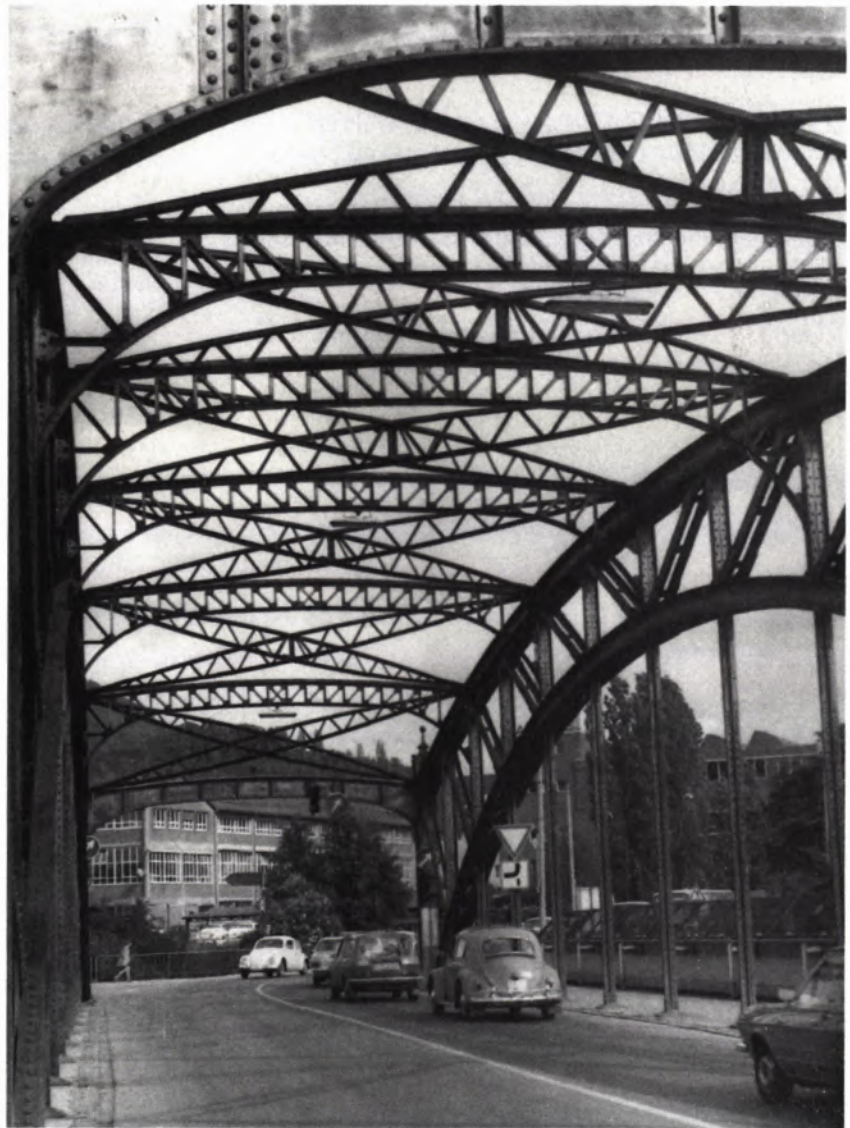


9 DIE EISENBAHNBRÜCKE ÜBER DIE WUPPER BEI MÜNGSTEN, *erbaut 1893–1897.*

10 DIE FRIEDRICHBRÜCKE IN MANNHEIM, *1891 erbaut und 1944/45 zerstört.*



11 DIE SALZACHBRÜCKE in *Laufen*
von 1903.



12 DIE SILBERBURGBRÜCKE in
Reutlingen, erbaut 1906, vor kurzem ab-
gebrochen.

aufschlußreiche Passage: „Der nach und nach verbreitete neue Typ der Eisenbalkenbrücke bleibt künstlerisch bis in das 20. Jahrhundert hinein ohne jeden Reiz und ist oftmals . . . eine sehr problematische Erscheinung im Stadt- und Landschaftsbild.“

Erst die Veröffentlichungen von Ernst Werner haben einem neuen Verständnis dieses Brückentyps den Weg bereitet. So erschien 1973 als Arbeitsheft des Landeskonservators Rheinland seine Monographie über die Eisenbahnbrücke bei Müngsten. Damit hatte die Sorge um die Erhaltung dieser Denkmäler auch in die staatliche Denkmalpflege Eingang gefunden. Früher als Kunstgeschichte und Denkmalpflege reagierten freilich die Künstler selber auf die eisernen Brücken. So stellten etwa Max Beckmann den „Eisernen Steg“ in Frankfurt dar oder Ernst Hassebrauk die als „Blaues Wunder“ bezeichnete Loschwitzer Brücke in Dresden.

Eine vergleichende Würdigung der Ulmer Brücke wird insoweit erschwert, als zusammenfassende architekturgeschichtliche Bearbeitungen der Geschichte des deutschen Brückenbaus nach der Jahrhundertwende nicht mehr verfaßt worden sind. Unter den vor 1900 errichteten Brücken scheint die Mannheimer Friedrichsbrücke von 1891 in konstruktiver und gestalterischer Hinsicht mit der Ulmer Brücke gut vergleichbar zu sein. Sie wurde gegen Ende des 2. Weltkriegs zerstört. Nach dem gleichen Prinzip wie in Ulm wurde auch die Salzachbrücke in Laufen/Bayern aus dem Jahr 1903 konstruiert, die das Ulmer Werk in der Länge noch um mehr als die Hälfte übertrifft. Aufschlußreich ist hier auch ein Vergleich der Details. Beide Brücken zeigen Wappen an den Pfeilerportalen, diese sind jedoch in Ulm mit geradem oberem Abschluß strenger und gotisierender ausgebildet als in Laufen. Dort nehmen Adler auf Kugeln die Stelle der „Fialen“ in Ulm ein und die Pfeiler selbst sind mit historisierendem Dekor stärker betont.

Nach den zahlreichen Zerstörungen und Sprengungen gegen Ende des letzten Weltkriegs gehören Eisenbrücken zu seltenen Bauwerken. Manche Abbrüche der letzten Jahrzehnte haben den erhaltenen Bestand darüber hinaus verringert. So wurde vor kurzem (1984) die Sil-

berburgbrücke in Reutlingen, eine Fachwerkbogenbrücke aus dem Jahre 1906, einem Brückenneubau geopfert, und erst in diesem Jahr wurde die etwa gleich alte „Blaue Brücke“ in Tübingen beseitigt. Allein die infolge dieser „Auslese“ erreichte Seltenheit verpflichtet die Denkmalpflege, sich mit besonderer Sorgfalt um die Erhaltung der wenigen verbliebenen Exemplare zu bemühen. Noch ist nicht sicher, ob diese Bemühungen in Ulm zum Erfolg führen werden. Immerhin besteht kein Bedarf an einer Verbreiterung der Fahrbahn, und auch mit der auf 16 t beschränkten Belastbarkeit kann die Brücke nach Aussage der Stadt Ulm weiterhin dem Verkehr dienen. Es bleibt die Frage nach dem Ausmaß der deutlich erkennbaren Korrosionsschäden, aber da diese bis jetzt die Funktionsfähigkeit der Brücke nicht entscheidend geschwächt haben, besteht auch kein Anlaß, an ihrer Sanierungsfähigkeit von vornherein zu zweifeln.

*

Herrn Prof. Dr.-Ing. Ernst Werner, Duisburg, und Herrn Prof. Dr. Specker, Stadtarchiv Ulm, verdanke ich wertvolle Hinweise.

Literatur:

- Ulmer Tagblatt vom 24. 7. 1907, S. 1779.
Ulmer Bilderchronik, 3. Band 1933, S. 392 und 394.
Ernst Werner: Die Eisenbahnbrücke über die Wupper bei Müngsten 1893–97. Landeskonservator Rheinland, Technische Denkmäler, Bonn 1973.
Paul Werner: Die Salzachbrücke in Laufen. Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Kalenderblatt Mai 1984.
Georg Mertens: Deutscher Brückenbau im 19. Jahrhundert, Berlin 1900. Einführung zur Reprint-Ausgabe von Ernst Werner, Düsseldorf 1984.
Otto Supper: Die Entwicklung des Eisenbahnwesens im Königreich Württemberg, Stuttgart 1895, Stuttgart Nachdruck 1981.
Hans Pottgießer: Eisenbahnbrücken aus zwei Jahrhunderten, Basel 1985.

*Dr. Hubert Krins
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen*

Wolfgang Seidenspinner: Ziegelsteine mit aufgemodeltem Vesperbild aus Walldürn, Neckar-Odenwald-Kreis oder: „Es sind doch höchstens Kleinigkeiten, die bei der Auskernung von historischen Gebäuden zerstört werden.“

Ein kleiner Beitrag zum Problem der Erosion von Geschichte

In einschlägigen Veröffentlichungen sind nicht selten Klagen darüber zu lesen, in welchem verheerendem Ausmaß Sanierungsmaßnahmen in den städtischen und dörflichen archäologischen Quellen- und Zeugnisbestand eingreifen (vgl. z. B. Lit. Nr. 20). Betroffen von der rapide fortschreitenden Zerstörung historischer Substanz ist somit neben dem Baubestand, neben den obertägigen historischen Zeugen, die für alle sichtbar sind, die mit offenen Augen durch unsere Altstädte und alten Dorfkerne gehen, betroffen ist somit auch der meist nur „Eingeweihten“ sichtbare Urkundenbestand unter der Erde, den nicht nur wirtschaftlich Denkende gerne übersehen. Überhaupt kommt dem wirtschaftli-

chen Aspekt in unserem Zusammenhang einige Bedeutung zu: „Da droht eine Altstadt an wirtschaftlichem Übermaß zu sterben, weil ihr Schicksal Überforderung, Überbeanspruchung, City und Metropole heißt, da liegt eine andere durch wirtschaftliche Blutarmut darnieder, geht an Vergammelung infolge Nichtgebrauchs zugrunde. Krank sind sie alle beide, die mit dem viel zu hohen wie die mit dem zu niedrigen wirtschaftlichen Blutdruck“.

Natürlich gibt es nicht nur diese beiden, von Albert Knoepfli in seinem Mahn- und Notizbuch (Lit. Nr. 16, S. 24) beschriebenen Zustände. Zwischen ihnen ist eine ganze Palette von Zwischenformen angesiedelt, die in

1 ZIEGELSTEIN MIT PIETA (Fragment) aus dem Gasthaus „Zum Riesen“ in Walldürn, Neckar-Odenwald-Kreis, gefunden 1984; Verbleib Heimatmuseum Walldürn. Die gotischen Architekturteile im Hintergrund sind bei diesem Exemplar deutlich zu erkennen.





2 ZIEGELSTEIN MIT PIETA (Fragment) aus Walldürn, gefunden 1984; Verbleib LDA Karlsruhe.

unterschiedlicher Intensität von anderen, sozialen, politischen und kulturellen Faktoren mitbestimmt werden. Aber allen Entwicklungsmöglichkeiten ist eigentlich Eines gemeinsam: Sie führen – im einen Fall früher, im anderen später – man möchte fast sagen zwangsläufig zu mehr oder weniger, meist mehr, umfassenden und in die Substanz eingreifenden Sanierungsmaßnahmen. Und das ist das Neue, durch das sich die Moderne im Gegensatz zu den in historischer Zeit durchgeführten Veränderungen, Umstrukturierungen und Neugestaltungen der gebauten Substanz unserer Städte, ihrer Grund- und Aufrisse, auszeichnet: Man geht mit einer bisher nicht dagewesenen Konsequenz vor, die dem Alten, unserem von früheren Generationen geschaffenen kulturellen Erbe nahezu keine Chance läßt. Es gibt nicht wenige Negativbeispiele, die demonstrieren, daß durch solches Vorgehen ganze Stadtquartiere zerstört werden und neben ihrem Gesicht auch ihre Geschichte verloren, so daß die neuen Gebilde nahezu austauschbar wurden.

Der Verlust ist schmerzhaft, da nicht ersetzbar. Während wir z. B. Urkunden in unseren Archiven mikroverfilmen und in tiefen Bergwerksschächten der Nachwelt zu bewahren suchen, geht unsere Zeit mit einer unglaublichen Sorglosigkeit und Zerstörungswut mit ihren

Bodenurkunden um. Diese Feststellung stimmt um so trauriger, als gerade in den letzten Jahren in unserer Gesellschaft eine verstärkte Hinwendung zur Geschichte beobachtet werden kann, die nicht selten einem Rückzug in ein Residuum ähnelt. Gleichzeitig aber schreitet großflächig die Zerstörung unserer Städte, die Erosion ihrer Geschichte (vgl. Lit. Nr. 10) mit schnellen Schritten voran. Man gewinnt den Eindruck, daß das ganze Ausmaß dieser Erosion überhaupt noch nicht zur Kenntnis genommen, geschweige denn seine Folgen bewußt gemacht wurden. Der Fortgang der in der Mitte des 18. Jahrhunderts einsetzenden Modernisierung, welcher Prozeß seit dem Wiederaufbau nach dem zweiten Weltkrieg eine ungeahnte Größenordnung erreicht hat, wird weiterhin wesentliche und nicht zu ersetzende Stücke unserer Geschichte, und damit unserer Identität sowohl als Gesellschaft wie auch als Individuen kosten. Da Geschwindigkeit und Umfang der Bedrohung immer noch zunehmen, muß für die Zukunft mit einer noch gesteigerten Verlustrate gerechnet werden. Die schon vor Jahren ausgesprochene warnende Feststellung, daß die aus der Entwicklung resultierende Monotonisierung unserer Städte neben ihren wirtschaftlichen Voraussetzungen auch wirtschaftliche Folgen, und zwar negative Folgen hat (Lit. Nr. 15, S. 11 ff.), ist heute zwar

Allgemeinplatz, aber offensichtlich ohne Wirkung geblieben auf den unterirdischen Urkundenbestand in Sanierungsgebieten, sprach ihn ja auch nicht explizit an. Demhingegen ist in der deutschen Öffentlichkeit in den letzten Jahren eine stark verändernde Einstellung zum vorhandenen Baubestand zu beobachten (s. Lit. Nr. 6), was die Zukunft nicht ganz so düster erscheinen läßt. Die institutionalisierte Denkmalpflege jedenfalls, und dies meint in erster Linie, aber nicht nur die archäologische Denkmalpflege, ist der Menge der Sanierungsmaßnahmen nicht gewachsen. Der weit überwiegende Teil der bedrohten Bodenerkunden wird auch in Zukunft zerstört werden, ohne daß sie und ihre Aussagen überhaupt bekannt, geschweige denn dokumentiert werden; auch Gebäude werden weiterhin abgebrochen, oder doch z. B. durch Auskernung ihrer Geschichtlichkeit beraubt.

Angesichts dieser kurz geschilderten Situation mag es nicht ganz verständlich erscheinen, wenn mit dem Fund von Backsteinen mit aufgemodelten Verzierungen in einem Walldürner Haus eine eher marginale Sache Anlaß zu diesen Überlegungen gab. Eine solche Einschätzung verkennt aber die Bedeutung, die dem Einzelobjekt zukommen muß (auch das größte Sanierungsgebiet besteht aus einzelnen Objekten). Seine Bedeutung wächst dem Objekt aus den Spuren zu, die der Mensch in der Geschichte in das Objekt eingegraben hat. Die Geschichtlichkeit des Hauses, die sich u. a. in Grund- und Aufriß und deren Veränderungen manifestiert, wird häufig noch nicht erkannt oder angemessen berücksichtigt. Nicht selten lassen sich im Baubestand wirtschaftliche und soziale Strukturen und Veränderungen erkennen, wie zuweilen auch mentalitätsgeschichtliche Aspekte oder historische Verhaltensformen. Der eine oder andere Punkt der geschichtlichen Aussage eines Hauses bleibt zwar erhalten, wenn nur die Außenhaut des Gebäudes oder nur das Fachwerk (teilweise) erhalten bleibt, wesentliche Teile gehen aber verloren, wenn Hof- oder Hausgrundriß, die funktionale Gliederung, das Bau- und Raumgefüge verändert werden oder das Fachwerk „ausgeblasen“ wird. Das Haus geht seiner Geschichte und Identität verlustig, und das Landesdenkmalamt steht nicht selten vor dem Problem, einen derartigen Verlust noch mit einem Zuschuß zu honorieren. Gewiß, dies ist eine harte Formulierung, die aber gerade durch ihre Pointierung nachdenklich machen soll.

Wenn nun im folgenden nicht von diesen Aspekten, die bei der Sanierung von historischen Gebäuden zu beachten sind, die Rede ist, und auch nicht z. B. über mögliche Verluste von unersetzlichen historischen Farbfassungen von Wänden und Decken, von Zeugnissen historischer Wohnkultur geklagt wird, sondern „nur“ Ziegelsteine im Mittelpunkt stehen, so soll dadurch auch deutlich werden, daß es oft kleine Details sind, denen kulturgeschichtliche oder andere Bedeutung zukommt und die wahrscheinlich öfters unerkannt untergehen, oder doch dem Landesdenkmalamt nicht gemeldet werden. So fördern Sanierungsmaßnahmen an Gebäuden auch Funde zutage oder zerstören sie, die über den engeren Bereich hinaus von Bedeutung sind bzw. umfassendere Fragen aufwerfen. Immer wieder werden Ofenkacheln und Keramik gefunden. Als Beispiel sei ein vor kurzem in einem Haus am oberen Markt in Ravensburg gemachter umfangreicher Keramikfund angeführt, der sogar den Namen des Produzenten der Ware preisgab,

der dort gewohnt und gearbeitet hatte. Auch der Walldürner Ziegelsteinfund weist über die Geschichte des Hauses, in dem er sich fand, hinaus und stellt Fragen, die in einem weiteren kulturgeschichtlichen Zusammenhang angesiedelt sind.

Bei Sanierungsarbeiten im ehemaligen Gasthaus „Zum Riesen“ in Walldürn, Hauptstraße 14, wurden im Juni 1984 mehrere Ziegelsteine gefunden, die durch ihren figürlichen Schmuck bemerkenswert sind. Einen der Ziegelsteine (Abb. 1) erhielt das örtliche Heimatmuseum (Lit. Nr. 2), ein zweiter, halber (Abb. 2) wurde nach mehrmonatiger Verzögerung der Außenstelle Karlsruhe des Landesdenkmalamtes übergeben, die restlichen angeblich durch die Bauhandwerker verstreut. Einer dieser letzteren wurde dann 1985 noch dem Landesdenkmalamt für die fotografische Dokumentation zur Verfügung gestellt. Von seiten der bauausführenden Handwerker hatte man es offenbar ursprünglich gar nicht für notwendig erachtet, den zuständigen Denkmalpfleger von dem Fund zu unterrichten.

Der mächtige, in einfachen Formen gehaltene Barockbau (Abb. 3 u. 4), in dem die Ziegelsteine entdeckt wurden, soll als Palais 1756 von Franz Philipp von Bettendorf und seiner Gemahlin Maria Johanna, geb. von Mauchenheim, errichtet worden sein (zum Gebäude vgl. Lit. Nr. 18, S. 145 und Lit. Nr. 3, Nr. 15). Als Vorgängerbau stand hier ein Hof der Ritter von Dürn, die vom 13. bis 16. Jahrhundert nachgewiesen werden können (Lit. Nr. 9, S. 853); der Hof könnte somit durchaus in mittelalterliche Zeit zurückreichen, mindestens aber ins 16. Jahrhundert. Bei den eingreifenden Umbau- und Sanierungsmaßnahmen konnten Reste mehrerer Vorgängerbauten festgestellt werden. Ein Keller unter dem barocken Bau wurde 1582 erbaut, wie die Jahreszahl auf dem Türbogen erweist. Die Datierung eines Torbogens auf das Jahr 1724 könnte für eine frühere Errichtungszeit des barocken Baues sprechen, welche Möglichkeit durch den Bandelwerkstück im Innenbereich gestützt wird. Dies würde bedeuten, daß das Palais, 1724 errichtet, unter Franz Philipp von Bettendorf im Jahre 1756 lediglich geringere Umbaumaßnahmen erfuhr, im Kern allerdings auf das 16. Jahrhundert zurückgeht. Die Durchführung einer genaueren bauarchäologischen Untersuchung war nicht möglich, so daß die Sanierung mit einiger Wahrscheinlichkeit einen Verlust nichtdokumentierter Quellen zur Baugeschichte des Hofes bedeutet.

Die mit einem frommen Motiv verzierten Ziegelsteine wurden beim Abbruch eines Kamins, in den sie vermauert waren, im Zuge der Auskernung des Gebäudes entdeckt. Das kreisrunde Bild hat einen Durchmesser von knapp 8,5 cm. Den Hintergrund bilden gotische Architekturteile, die wohl einen Kirchenbau andeuten sollen. Das Zentrum nimmt eine Pieta mit fast waagrecht gelagertem Christus ein, über deren rechter Schulter eine Heilig-Geist-Taube schwebt. Das fromme Bildnis wurde dem Ziegelstein mit einem Model aufgeprägt, das der Ziegler vor dem Brand in den feuchten Ton drückte. Bei dem dem Landesdenkmalamt übergebenen Exemplar (Fragment: 10,5 bzw. 11,8 × 12,5 × 4,2 cm) ist die Pieta nur in ihren Umrissen erkennbar, vor allem im unteren Bereich ist der Abdruck sehr verwaschen und undeutlich. Diese Feststellung trifft auch für den dem Landesdenkmalamt zur Verfügung gestellten zweiten, vollständigen Ziegelstein (24 × 12,5 × 4,2 cm) zu, bei dem der Abdruck des Motivs noch undeutlicher ist. Je-



3 GASTHAUS „ZUM RIESEN“ in Walldürn, Hauptstraße 14, Zustand 1974.

doch erlauben die Architekturteile des Hintergrunds eine einigermaßen sichere Datierung ins späte 15. oder 16. Jahrhundert.

Im Vergleich zu freihändig oder mit Modeln verzierten Dachziegeln sind verzierte Backsteine seltener (vgl. Lit. Nr. 11, 12 u. 13, dort auch zahlreiche Abbildungen verzierter Dachziegel und Ziegelsteine). Dies dürfte in erster Linie darauf zurückzuführen sein, daß Dachziegel stets sichtbar waren, während die Verzierungen der Ziegelsteine sich nur dann dem Auge zeigten, wenn sie entgegen dem Mauerverband mit der geschmückten Breitseite nach vorne vermauert wurden, denn die eigentliche Schauseite ist die Hochkante.

Zahlreiche Verzierungen insbesondere auf Dachziegeln werden als Abwehrzeichen (vgl. Lit. Nr. 12, S. 24 ff.) betrachtet. Ihnen wird damit, ähnlich wie den mittelalterlichen Pilgerzeichen (Lit. Nr. 24, dort ältere Literatur; zur apotropäischen Wirkung von Pilgerzeichen vgl. Lit. Nr. 17, S. 55), an die der Aufbau des Walldürner Modells deutlich erinnert (Lit. Nr. 8, Sp. 450: „Das Urphänomen des Mutterschmerzes über den toten Sohn macht das Motiv bes. geeignet für Wallfahrtsbilder...“), eine apotropäische Funktion (Abwehrzauber) zugeschrieben. Assion nimmt dies auch für den Walldürner Ziegelsteinfund an: „Liegt eine bloße Spielerei vor, oder sollte das religiöse Motiv auf den Ziegeln Schutzfunktionen übernehmen, um dort, wo die Werkstücke dann vermauert wurden, Unheil abzuwehren, zum Beispiel den Ausbruch eines Brandes aus dem ja gewiß feuergefährlichen Kamin? Da an anderer Stelle des Hauses nur unverzierte Ziegelsteine gefunden wurden, hat die letztere Deutung manches für sich, wobei man die mehrfache Vermauerung der verzierten Stücke im Kamin mit dem Gedanken ‚doppelt genäht hält besser‘ erklären könnte“ (Lit. Nr. 2, S. 138).

Die Annahme einer intendierten apotropäischen Wirkung der Walldürner Ziegelsteine läßt sich nicht beweisen, solange keine Vergleichsbeispiele oder ergänzende Belege herangezogen werden können. Vielleicht sollte nicht nur aus diesem Grund eine Sekundärverwendung der Stücke in Betracht gezogen werden. Assion vertritt zwar unter Hinweis auf die leistungsfähige Ziegelei Pahle, die im 18. Jahrhundert in Walldürn bestand, die Ansicht, die Backsteine seien von einem Ziegler des 18.

Jahrhunderts unter Verwendung eines wesentlich älteren Modells hergestellt worden (Lit. Nr. 2, S. 138 f.), aber diese Meinung scheint problematisch. Zeigen doch die bisher bekannten verzierten Ziegelsteine aus Walldürn im Heimatmuseum Amorbach, die eher dieser späten Zeit zuzuordnen sind (vgl. Lit. Nr. 11, S. 72), andere Motive. Es sind wohl eher diese Stücke der Ziegelei Franz Pahle (1708–1772) zuzurechnen. Außerdem hat in Walldürn schon im Spätmittelalter eine wohl überregional bekannte und damit größere Ziegelei bestanden, denn 1498 holten Amorbacher Einwohner Ziegel in Walldürn, 1545 werden dann Ziegelhaus, Ziegelhütte und Ziegelscheuer genannt, die 1692 schließlich als alte Ziegelhütte bezeichnet werden (Lit. Nr. 21, S. 147 f.). Diese Ziegelhütte könnte durchaus die nun gefundenen Ziegelsteine produziert haben, die anachronistische Verwendung eines mittelalterlichen Modells im 18. Jahrhundert scheint weniger wahrscheinlich.

Trifft diese These zu, bieten sich weitere Folgerungen bzw. Mutmaßungen an. Falls der Kamin nicht zum Baubestand des 16. Jahrhunderts gehört hat, und dafür liegen eigentlich keine Anhaltspunkte vor, muß damit gerechnet werden, daß es sich um wiederbenutzte Steine vom Vorgängerbau, dem Hof der Ritter von Dürn handelt. Die Annahme einer apotropäischen Wirkung der Steine im Kamin erhärtet sich dadurch nicht gerade, ist aber auch noch nicht völlig auszuschließen. Damit stellt sich aber auch neu die Frage nach der ursprünglichen Funktion der Stücke. Vielleicht sind die Modelabdrücke doch primär als figürlicher Schmuck und fromme Verzierung anzusehen, denen in der alltäglichen Vorstellungswelt des mittelalterlichen/frühneuzeitlichen Menschen möglicherweise zusätzlich eine magische Wirkung zukommen konnte (vgl. Lit. Nr. 7 zur Vorstellungswelt des mittelalterlichen Menschen).

Trifft es zu, daß die Walldürner Ziegelsteine im ausgehenden 15. oder 16. Jahrhundert hergestellt wurden, verliert auch die Beziehung, die Assion zwischen der Walldürner Lebküchnelei (vgl. Lit. Nr. 14 u. 22) und den durch Modelabdruck verzierten Ziegelsteinen sehen will (Lit. Nr. 2, S. 138), zusätzlich an Wahrscheinlichkeit. Überhaupt ist noch nicht sicher geklärt, ob wirklich alle mittelalterlichen Model ursprünglich der Herstellung von Gebäck dienten, wie dies Arens (Lit. Nr. 1, vgl. auch Lit. Nr. 4, 5 u. 23) in einer Untersuchung über die mittelalterlichen Stein- und Tonmodel des mittelhessischen Kulturraumes zu erhärten sucht. Wurden die aufgemodelten Verzierungen auf Glocken, Keramik, Dachziegeln und Ziegelsteinen, wurden die Papier- und Wachsreliefs ausschließlich mit Modellen hergestellt, die ursprünglich für Backwaren bestimmt waren, oder wurden nicht doch für die verschiedenen Zwecke eigene Modelle hergestellt bzw. waren Modelle von vornherein zur Formung unterschiedlicher Materialien bestimmt?

Es stellt sich eine letzte Frage: Seit wann waren derartige Modelle in Gebrauch? Die erhaltenen datierten oder datierbaren Stücke bzw. Abdrücke machen eine Verwendung solcher Modelle seit gotischer Zeit wahrscheinlich. Es ist allerdings nicht auszuschließen, daß dieser Anschein aus der Zufälligkeit der erhaltenen Stücke resultiert, d. h. ältere Modelle bisher nur nicht bekannt sind. Der einzige mir bisher bekannte Hinweis, der zur Stützung dieser Möglichkeit dienen könnte, ist ein Fund, der 1954 in Schaffhausen gemacht wurde (vgl. Lit. Nr. 7, S. 332 ff.). Bei der Absenkung des Mün-

sterplatzes stieß man auf eine romanische Terrakotta-
platte, die vermutlich aus der zweiten Hälfte des 12.
Jahrhunderts stammt. Die kreisrunde Platte hat einen
Durchmesser von 25 cm. Sie ist in vier Friese aufgeteilt,
die Flachreliefs auf ihnen zeigen vier Szenen aus dem
Leben Christi. Die Vermutung zum Verwendungszweck
der aus Ton gebrannten Platte ging dahin, daß es sich
um eine Form für Klostergebäck handelt. Dies wäre
dann das älteste bekannte Gebäckmodell.

Literatur:

1. Fritz Arens, Die ursprüngliche Verwendung gotischer Stein-
und Tonmodel mit einem Verzeichnis der Model in mittelrhei-
nischen Museen, in: Mainzer Zeitschrift. Mittelrheinisches
Jahrbuch für Archäologie, Kunst und Geschichte 66 (1971), S.
106–131.
2. Peter Assion, Gotische Pieta auf einem Walldürner Ziegel-
steinfund, in: Der Odenwald (1984), S. 137–139.
3. Peter Assion, Walldürn in alten Ansichten, Zaltbommel
1976.
4. Walter Bauer, Unbekannte Tonmodel. Ein kleiner Beitrag
zur mittelrheinischen Kunst, in: Der Wormsgau. Zeitschrift
der Kulturinstitute der Stadt Worms und des Altertumsvereins
Worms II (1943), S. 83–88.
5. Friedrich Bothe, Stein- und Tonmodel als Kuchenformen,
in: Repertorium für Kunstwissenschaft XLIII (1922), S. 80–92.
6. Walter J. M. Bunsmann, Denkmalpflege. Eine Bauschule
der Nation, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 14
(1985), H. 2, S. 123–125.
7. Christoph Daxelmüller, Heil- und Volksglaube, in: Aus dem
Alltag der mittelalterlichen Stadt (= Hefte des Focke-
Museums 62), Bremen 1982, S. 181–192.
8. J. H. Emminghaus, „Vesperbild“, in: Lexikon der christli-
chen Ikonographie IV, Freiburg 1972, Sp. 450–456.
9. Handbuch der historischen Stätten Deutschlands IV, Ba-
den-Württemberg, Stuttgart² 1980.
10. Carolyn M. Heighway (ed.), The Erosion of History. Ar-
chaeology and Planning in Towns. A study of historic towns
affected by modern development in England, Wales and Scot-
land, o. O. 1972.
11. Karl Hillenbrand, Verzierte Backsteine aus dem Mittelal-
ter und aus späterer Zeit, in: Der Museumsfreund. Aus Heim-
atmuseen und Sammlungen in Baden-Württemberg, Heft
4/5, Stuttgart 1964, S. 69–72.
12. Karl Hillenbrand, Dachziegel und Zieglerhandwerk, ebd.,
S. 5–52.
13. Karl Hillenbrand, Ziegler und Ziegel in unserer Heimat,
in: Brettener Jahrbuch für Kultur und Geschichte 5 (1972/73),
S. 53–68.
14. Werner Kieser, Lebkücherei in Walldürn; Vom Hand-
werks- zum Industriebetrieb, in: Zu Kultur und Geschichte
des Odenwaldes, Festgabe für Gotthilde Güterbock, hg. von
Winfried Wackerfuß, Peter Assion und Rolf Reutter, Breu-
berg-Neustadt 1976, S. 117–125.
15. Heinrich Klotz, Roland Günter und Gottfried Kiesow,
Keine Zukunft für unsere Vergangenheit? Denkmalschutz und
Stadtzerstörung, Gießen 1975.
16. Albert Knoepfli, Altstadt und Denkmalpflege. Ein Mahn-
und Notizbuch, Sigmaringen 1975.
17. Kurt Köster, Meister Tilman von Hachenburg. Studien
zum Werk eines mittelrheinischen Glockengießers des fünf-
zehnten Jahrhunderts, in: Jahrbuch der Hessischen Kirchenges-
chichtlichen Vereinigung 8 (1957), S. 1–206.



4 GASTHAUS „ZUM RIESEN“ während der Sanierung,
1984.

18. Die Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden IV, 3,
Amtsbezirke Buchen und Adelsheim, bearb. von A. v. Oechel-
häuser, Tübingen/Leipzig 1901.
19. Die Kunstdenkmäler der Schweiz, Kanton Schaffhausen
III, bearb. von Reinhart Frauenfelder, Basel 1960.
20. Dietrich Lutz, Probleme der Stadtsanierung aus archäolo-
gischer Sicht, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 14
(1985), H. 1, S. 76–83.
21. Rolf Reutter, Zur Geschichte der Ziegelproduktion im
Rhein-Main-Neckar-Gebiet, in: Zu Kultur und Geschichte des
Odenwaldes (wie Lit. Nr. 14), S. 137–154.
22. Heinz Schmitt, Die Lebkuchenbäckerei – ein Odenwälder
Hausgewerbe, in: Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes
und seiner Randlandschaften II, Breuberg-Neustadt 1977, S.
185–200.
23. Albert Walzer, Typen alter Holzmodel für Gebäck und für
Teige, die getrocknet werden, in: Der Museumsfreund. Aus
Heimatmuseum und Sammlungen in Baden-Württemberg,
Heft 3, Stuttgart 1963, S. 18–57.
24. Jürgen Wittstock, Pilgerzeichen und andere Wallfahrtsde-
votionalien in Norddeutschland, in: Aus dem Alltag der mit-
telalterlichen Stadt (wie Lit. Nr. 7), S. 193–200.

Dr. Wolfgang Seidenspinner
LDA · Archäologische Denkmalpflege
Archäologie des Mittelalters
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe 1

Karl Krauß: Vom Materialwissen und den Bautechniken der alten Baumeister

Als Leiter der Landesstelle für Baustatik Baden-Württemberg (in Tübingen) kommt Herr Krauß in statisch problematischen Denkmalpflegefällen öfters eine ebenso verantwortungs- wie verdienstvolle Aufgabe zu: Er hat die Kompetenz, die mit den jeweiligen Patienten beschäftigten Statiker- und Prüfstatikerkollegen und die amtlich befaßten Stellen – wenn diese an die Grenzen geltender Normvorschriften gestoßen sind – von hinderlichen, im konkreten Fall nicht sinnvollen Vorschriften zu befreien.

Aus dem Fundus seiner über Jahrzehnte hin gesammelten Erfahrungen (vgl. auch Denkmalpflege Baden-Württemberg, Heft 3, 1981, 118–121) hat Herr Krauß bei einem Vortrag an der Universität Stuttgart im Dezember 1984 einige interessante und beherzigenswerte Erkenntnisse mitgeteilt. Aus der Sicht der Redaktion sind es vor allem die auf die Praxis der Denkmalpflege bezogenen Schlußfolgerungen, die den Vortrag von Herrn Krauß allen mit ähnlichen Problemen beschäftigten Gesprächspartnern zur Lektüre empfehlen.

Sieht man von Entwicklungen in neuerer Zeit ab, gibt es nur wenige Epochen, in denen sich die konstruktive Bautradition so weitgehend wandelte, wie beim Übergang von der Romanik zur Gotik. H. Straub (vgl. Literatur) faßt die wesentlichsten Neuerungen in folgenden Punkten zusammen:

1. Trennung der Mauern in tragende Pfeiler und raumabschließende Füllflächen.
2. Durchgehende Verwendung des anpassungsfähigen Spitzbogens.
3. Auflösung der Gewölbe in stützende Rippen und zwischen diese gespannte leichte Gewölbekappen.
4. Aufnahme des Gewölbeschubes durch ein klar ausgebildetes System von Strebepfeilern und Strebebögen.

Die dadurch entstandene Skelettbauweise aus nur druckbeanspruchten Baugliedern zeugt von einem so großen Einfühlungsvermögen in statische Zusammenhänge, daß sich aus heutiger Sicht die Frage geradezu aufdrängt, welche Kenntnisse gotische Baumeister besaßen.

Die antike Überlieferung und ihre Rezeption

Der Versuch, den damaligen Wissensstand anhand schriftlicher Überlieferungen zu ergründen, stößt auf eine große Lücke. Die Meister der Bauhütten gaben ihre theoretischen Kenntnisse und Erfahrungen im Zuge der anfallenden Arbeiten mündlich weiter. Vor dem Aufkommen der Drucktechnik war es im Mittelalter nicht üblich, Lehrbücher zu verfassen. Handschriftliche Aufzeichnungen einzelner Bauleute beschränkten sich auf Teilaspekte. Sicherlich gingen auch viele Schriften im Laufe der Zeit verloren. So schränkt sich die verfügbare Literatur im wesentlichen auf drei Werke ein, von denen zwei als umfassendere Abhandlungen über die zu ihrer Entstehungszeit üblichen Bauverfahren anzusehen sind.

Die älteste Niederschrift stammt von Vitruv. Er hat sei-

ne hauptsächlich in Diensten Cäsars gesammelten Bauerfahrungen seinen „Zehn Bücher über die Architektur“ zur Überlieferung an die Nachwelt anvertraut. Vitruv lebte in einer Zeit, in der das römische Bauschaffen noch weitgehend im Schatten griechischer Bautradition stand. Erst nach Veröffentlichung von Vitruvs Büchern entwickelten römische Ingenieure die Gußbetontechnik zur führenden Bauweise der Kaiserzeit. Die Baumeister Roms nutzten die dadurch eröffneten Möglichkeiten zu gewaltigen Wölbungen. Stellvertretend sei nur auf das Pantheon in Rom verwiesen, dessen ca. 42 m weit gespannte Kuppel aus Ziegelrippen und drei unterschiedlichen Betonsorten besteht. Diese Bauten kannte Vitruv nicht, weshalb in seinen Büchern nur spärliche Angaben über Gewölbe zu finden sind.

Das Jahrtausend, das zwischen Vitruv und dem Aufkommen des gotischen Konstruktionsprinzips liegt, verwehrt eine unmittelbare Bezugnahme auf sein Werk. Gegen einen Rückgriff auf seine Angaben spricht auch, daß sie erst zu Ende des 15. Jahrhunderts in gedruckter Form vorlagen. Dennoch können die handschriftlich überlieferten antiken Bauregeln nicht unbeachtet bleiben, weil von ihnen Anstöße für die Bautätigkeit der karolingischen Renaissance ausgegangen sind. Durch Briefe Alkuins an Karl den Großen und Einhardts an einen seiner Schüler ist jedenfalls belegt, daß die „Zehn Bücher über die Architektur“ damals in Hofkreisen bekannt waren. Der wiederaufkommende Massivbau verlangte Kenntnisse, die weithin verlorengegangen waren. Deshalb herrschte ein brennendes Interesse daran, das notwendige Wissen aus den spärlich überlieferten Schriften zusammenzusuchen.

Sich mit Vitruv auseinanderzusetzen, verlangt auch die zweite umfassende Schrift. Die Wiederentdeckung einer vollständigen Abschrift der zehn Bücher im Kloster St. Gallen regte Leon Battista Alberti zu Beginn des 15. Jahrhunderts an, zehn Bücher über die Baukunst zu verfassen. Seine Zeit leitete mit dem Aufsuchen alter Texte und dem Studium der überkommenen Bauwerke

die Stilepoche der Renaissance ein. Die von mir zu betrachtende Bauperiode liegt demnach zwischen diesen beiden Abhandlungen.

Direkte Hinweise auf die Grundlagen gotischen Bau-schaffens finden sich dagegen in dem Bauhüttenbuch des Villard de Honnecourt. In ihm sind Pergamente zusammengefaßt, auf denen Villard und seine Nachfolger um 1225 und danach ihnen bemerkenswerte Details skizzierten und diese Zeichnungen mit wenigen Worten erläuterten. Dieses Werk läßt erahnen, welche Fragen die führenden Köpfe der damaligen Bauhütten bewegten.

Auffallend in diesem Dokument sind die vielen geometrischen Figuren, die zur Lösung der unterschiedlichsten Aufgaben herangezogen wurden. Der behandelte Stoff reicht von rein theoretischen Problemen bis zu baupraktischen Anweisungen. So findet sich darin z. B. die Lösung der Aufgabe, die Seitenlänge eines in seiner Fläche verdoppelten Quadrates zu bestimmen, wie Angaben über die steinmetzmäßige Übertragung der Kantenneigungen von Schlußsteinen auf die rohen Steinblöcke.

Kunstgeschichtler haben schon wiederholt auf die Vorliebe gotischer Baumeister hingewiesen, die Grundrisse ihrer Bauwerke mittels einfacher geometrischer Figuren festzulegen. In zahlreichen Abhandlungen wurden entsprechende Rekonstruktionsversuche der Entwurfsprinzipien vorgestellt. Eine besondere Bedeutung nimmt dabei das gleichseitige Dreieck ein, das dem mittelalterlichen Menschen als Symbol für die Dreieinigkeit galt.

Entsprechende Untersuchungen an Einwölbungen sind weniger zahlreich. Der Grund dafür dürfte dem Umstand zuzuschreiben sein, daß Aufmaße nur noch an verformten Systemen möglich sind. Die teilweise recht beachtlichen Verschiebungen, auf die ich noch zu sprechen komme, haben die ursprünglich vorgegebene Geometrie verzerrt, so daß die Ausgangsformen nur noch verschwommen durchschimmern.

Glücklicherweise befindet sich unter den Zeichnungen des Villard eine kleine Skizze mit dem schriftlichen Kommentar: „Auf diese Weise macht man drei Arten von Bögen, indem man den Zirkel nur einmal öffnet.“ An anderer Stelle hat er festgehalten, wie die Fugenneigungen von Schlußsteinen mit dem Winkeleisen zu konstruieren sind. Die von ihm überlieferten Regeln habe ich bereits in Heft 2/1977 dieser Zeitschrift erläutert.

Diese sporadischen Überlieferungen untermauern die systematischeren Ausführungen Albertis. Er stellt drei Bogenformen vor. Neben dem Halbkreisbogen, den er als ganzen Bogen bezeichnet, nennt er den verkürzten Bogen und den zusammengesetzten Bogen. Diese drei Arten beschreibt er wie folgt:

„Ganz ist jener Bogen, welcher den halben Teil eines Kreises bildet, das heißt, dessen Sehne ein ganzer Durchmesser ist, verkürzt jener, dessen Sehne kleiner als der Durchmesser ist; dieser Bogen ist also der verkürzte Teil eines Halbkreises. Der zusammengesetzte Bogen besteht aus zwei verkürzten. Er bildet daher oben einen Winkel, da sich dort die Bögen gegenseitig schneiden, was weder bei einem ganzen noch bei einem verkürzten vorkommt.“

Die letzte Form ist demnach identisch mit dem gotischen Spitzbogen, dessen Konstruktion Villard de Honnecourt aufgezeigt hat. Der Abstand der Kreismittel-

punkte von der Symmetrieachse war je nach der Tradition der einzelnen Bauhütten unterschiedlich. H. R. Hahnloser berichtete von einem Streit, der über die vorgeschlagene Kuppelform des Domes in Florenz in der dortigen Fachwelt entbrannt war. Dem Entwurf von Brunelleschi lasteten Vertreter der örtlichen Hütte an, sein Verfasser habe sich nicht an die üblichen Konstruktionsregeln gehalten.

Diese Überlieferungen erhellen, daß Bögen und Gewölbe mit dem Zirkel entworfen wurden. Die so gewonnenen Kurven waren mit der Schnur leicht aufs Bauwerk und seine Teile zu übertragen. Der gotische Baumeister hat seine Bauwerke demnach nicht nach den Ergebnissen statischer Untersuchungen geformt, sondern anhand geometrischer Vorgaben entsprechend den gesammelten Erfahrungen entworfen.

Zwar war ihm prinzipiell bekannt, daß die Widerlager von Bögen außer den Vertikallasten auch Schübe zu übernehmen hatten, doch besaß er nur vage Vorstellungen über deren Größenordnung. Alberti bemerkte, der Schub eines verminderten Bogens sei größer als der eines Halbkreisbogens. Eine Erklärung für diese Erkenntnis oder gar ein rechnerischer Beleg war seiner Zeit verwehrt. Dies zeigen die einschlägigen Untersuchungen Leonardos da Vinci, die er dem erst 1965 entdeckten Codex Madrid anvertraut hat.

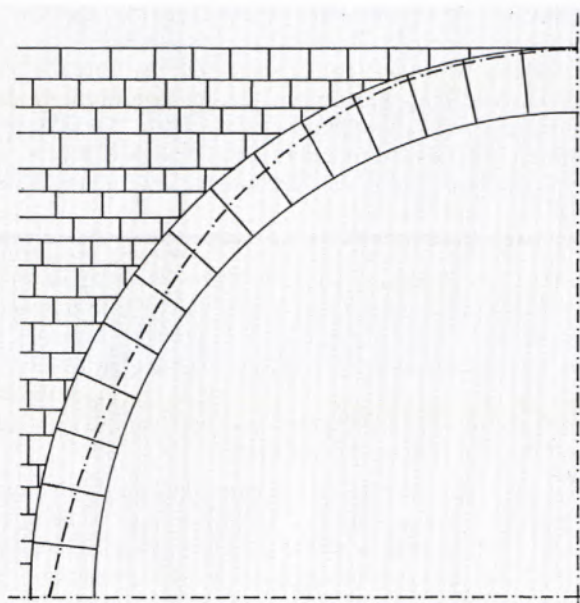
Mit einer derartigen Entwurfspraxis entsprachen die mittelalterlichen Bauhütten voll und ganz den Vorstellungen Vitruvs, der die Beherrschung der Geometrie als unverzichtbare Voraussetzung für die Tätigkeit eines Architekten hielt. Kenntnisse auf dem Gebiet der Arithmetik erschienen ihm nützlich für die Ermittlung der Baukosten. Naturwissenschaftliche Erfahrungen, wie etwa die Entdeckungen des Archimedes, waren bei ihm in der Philosophie angesiedelt.

Auch Alberti verstand die Geometrie als Grundlage der Planung und stellt im 7. Kapitel seines ersten Buches die Elemente der Begrenzungslinien vor, darunter die bereits vorgestellten Bogenformen. Der gotische Baumeister dürfte im Zenit seiner Epoche etwa über das geometrische Rüstzeug verfügt haben, das Albrecht Dürer in seinem 1525 gedruckten Buch „Unterweisung der Messung mit Zirkel und Richtscheit“ in hervorragender Weise dargestellt hat.

Bögen und Gewölbe

Untersucht man Bögen und Gewölbe des vorindustriellen Zeitalters mit den uns heute verfügbaren Methoden, erhält man meist wenig befriedigende Ergebnisse. Die statische Berechnung eines an seinen Kämpfern starr eingespannten Halbkreisbogens führt für den Lastfall Eigengewicht zu der in Abbildung 1 dargestellten Stütze-linie. Sie verläuft im Scheitel so knapp unterhalb der Oberkante, daß dieser Bereich mit klaffenden Fugen überzogen sein müßte.

Dieses Rechenergebnis steht im Widerspruch zur Wirklichkeit. Die nach einem Halbkreis geformten mittleren Bögen der Engelsbrücke in Rom haben ihre Funktion über nahezu zwei Jahrtausende hinweg erfüllt, ohne daß konstruktionsbedingte Schäden aufgetreten sind. Für den Erfolg der mittelalterlichen Entwurfsregeln stehen viele andere Bauwerke als Zeugen. Beispielhaft seien nur die steinerne Brücke zu Regensburg und die nicht abgebrochenen Bögen der Pliensaubrücke in Esslingen erwähnt.



1 STÜTZLINIE eines am Kämpfer starr eingespannten Halbkreisbogens unter Eigengewicht.

Statische Untersuchungen, die ich in den letzten beiden Jahren an der rd. 400 Jahre alten Fleischbrücke in Nürnberg anstellte, erbrachten ähnliche Ungereimtheiten. Die Berechnungen erfolgten auf Veranlassung von Herrn Prof. Dr. W. von Stromer, der eine Veröffentlichung über die Rialtobrücke in Venedig und die Fleischbrücke in Nürnberg vorbereitet. Ein erster Rechengang, den ich unter der Annahme elastostatischen Verhaltens der ungerissenen Querschnitte vollzog, führte zu einem unglaublichen Ergebnis. Nach Änderung der Steifigkeitsverhältnisse entsprechend den theoretisch zu erwartenden Rissen erhielt ich die auf Abbildung 2 oben dargestellte Näherungslösung. Nach diesem Bild, in dem die Höhen gegenüber den Längen im Verhältnis 2:1 verzerrt gezeichnet sind, müßten sowohl am Kämpfer als auch im Scheitel der Brücke einige Risse vorhanden sein. Trotz mehrfacher gezielter Untersuchungen am Mauerwerk fand ich weder derartige Risse noch Flickstellen.

Bei der Sichtung des Archivmaterials über diese Brücke stieß ich schließlich auf eine Angabe über die Bauzeit ihres Bogenmauerwerks. Danach senkte man im September 1598 das im Juli desselben Jahres fertiggestellte Lehrgerüst ab. Der rd. 27 m weit gespannte Brückenbogen muß folglich in etwa 2 Monaten gemauert worden sein.

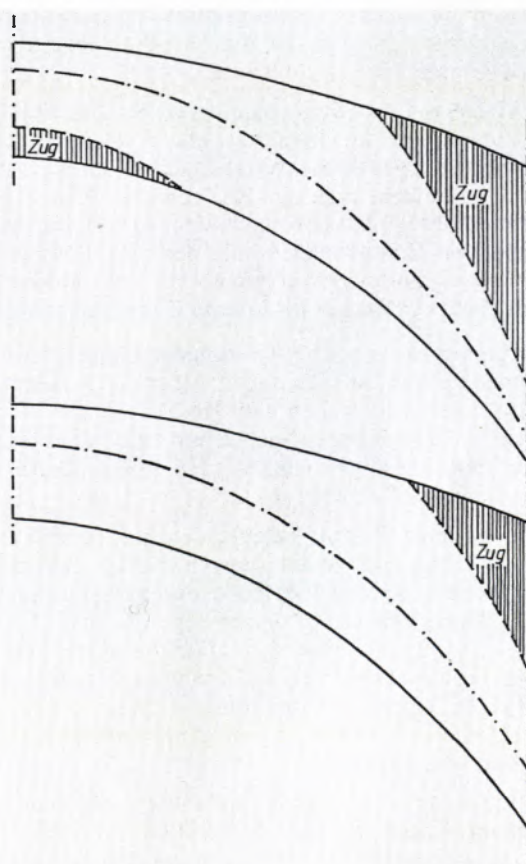
Dieses überraschende Arbeitstempo legte es mir nahe, mich dem Verhalten des nach einer so kurzen Bauzeit noch kaum karbonatisierten (abgebundenen, noch weichen) Kalkmörtels zuzuwenden. Leider fand ich zu diesem Problem bis heute noch keine wertbaren Angaben. Weitere statische Nachrechnungen mußte ich deshalb auf hypothetische Annahmen aufbauen. Die Unterstellung von plastischen Verformungen in dem noch jungen Fugenmörtel führte zu der auf Abbildung 2 unten dargestellten Stützzinie. Wie ersichtlich ist die vorher errechnete Zone im Scheitel des Brückenbogens, in der eine deutliche Zugspannung zu Rissen hätte führen müssen, verschwunden.

Durch dieses Abtasten des Mörtelinflusses sensibilisiert las ich mich erneut in Albertis Werk ein und fand

im 14. Kapitel seines dritten Buches folgende, in ihrer Bedeutung früher nicht erkannte Ausführung über das Ausrüsten von Gewölben:

„... Und außerdem ist es gut, bei eingerüsteten Gewölben dort, wo (= sobald) sie durch die obersten Keilsteine geschlossen sind, die Unterlage ein wenig nachzulassen, sozusagen durch welche das Gerüst getragen wird, und zwar deshalb, damit nicht die frisch vermauerten Keilsteine zwischen ihrem Bett und dem Kalkmörtel schwimmen, sondern daß sie untereinander ausgeglichenen ruhigen Sitz bei vollständigem Gleichgewicht einnehmen. Geschieht dies aber während des Trocknens, so würde sich das Mauerwerk nicht, wie es erforderlich ist, zusammengedrängt zusammenhalten, sondern beim Setzen Sprünge hinterlassen. Deshalb geschehe es so: das Gerüst soll nicht geradezu weggenommen, sondern von Tag zu Tag allmählich gelockert werden, damit nicht das noch frische Mauerwerk nachfolge, wenn Du es vorzeitig entfernst. Nach einigen Tagen aber, je nach der Größe der Wölbung, lockere es immer noch ein bißchen. Und fahre dann fort, bis sich die Keilsteine an dem Gewölbe zueinander passen und das Mauerwerk erhärtet. Die Art des Lockerns ist folgende: Wenn Du das Gerüst für die Wölbung auf Pfählen, oder worauf es gerade paßt, aufgestellt hast, dann treibe zuerst dort an den Enden des Gerüstes Holzkeile ein, welche wie eine Doppelaxt zugespitzt sind. Will man nun das Gerüst nachlassen, so kannst Du mit einem Hammer diese Keile allmählich ohne Gefahr auseinanderreiben, soviel Du willst. Dennoch bestimme

2 FLEISCHBRÜCKE in Nürnberg (Längsschnitt durch die halbe Brücke, Maßstabsverzerrung: Länge/Höhe = 1/2). Änderung der Stützzinie für Eigengewicht bei Annahme plastischer Verformungen in den Mörtelfugen.



ich, daß man nicht früher, als bis der Winter vollständig vorüber ist, die Gerüste wegnehmen darf...“.

Mag dieser Text in der vorliegenden Übersetzung auch unpräzise sein, so meine ich doch, einige Angaben herauslesen zu können, die in Richtung meiner Vermutungen deuten. Alberti wußte jedenfalls, daß die sofortige Totalausrüstung ebenso zu Schäden am Mauerwerk führen kann wie die plötzliche Freisetzung des bereits getrockneten Gewölbes. Deshalb empfiehlt er eine sofortige Lockerung des Lehrgerüsts, die über längere Zeit fortgesetzt werden soll, damit sich der noch frische Luftkalkmörtel plastisch verformen kann. Damit zeigt er die Möglichkeit auf, durch Steuerung des Arbeitsablaufes das statische Verhalten des Mauerwerkes zu beeinflussen.

Sicherlich sind damit nicht sämtliche Rätsel gelöst, die uns alte Bauwerke aufgeben. Der zitierte Text warnt indes davor, sie ausschließlich aus unserem Zeitgeist heraus lösen zu wollen. Offenbar waren den gotischen Baumeistern Regeln bekannt, die uns verlorengegangen sind.

Die im Mittelalter selbstverständliche Verknüpfung von Architektur und Ingenieurkunst hat G. Dehio zu der Aussage veranlaßt: „Struktur und Dekoration sind eins geworden“. Diese Feststellung muß erweitert werden. Auch Planung und Ausführung gingen Hand in Hand. Dieses universelle Baugeschehen ist unserer Zeit fremd geworden, die einer immer mehr auseinanderstrebenden Spezialisierung huldigt. Eine Rückbesinnung würde uns nicht nur die Augen für die Belange unserer Baudenkmale öffnen; sie könnte auch lehren, die Mittel zum Zweck als solche zu begreifen und ihnen nicht zuviel Eigenwert beizumessen. Wird man als statisch versierter Bauingenieur zur Beurteilung von gotischen Bauwerken zugezogen, können die verformungsreichen Bauweisen ihrer Entstehungszeit nicht außer Betracht bleiben. Hier sei nur auf die Verschiebung der Obergadenwände in Basiliken verwiesen, die sie bereits zur Bauzeit beim Absenken der Gewölbeeinrüstung erfahren haben. Da Steinmetzen und Maurer beim Hochziehen eines Joches die Verformungen des vorher festgestellten beachten mußten, traten Aufsummierungen der Horizontalabweichungen ein, die einem Mann, der in seiner alltäglichen Arbeit bedacht ist, möglichst vertikal stehende Stützen und Wände zu errichten, das Fürchten lehren können. Deshalb halte ich einfühlsame Sanierungsmaßnahmen für angebracht.

Zur Verwendung von Zugankern

Wie eingangs gesagt, stellen Strebebögen und Strebe Pfeiler ein Skelett dar, das Druckkräfte ableitet. Abgesehen vom Dachgebälk fehlen Zugglieder in der Regel. Der Verzicht auf derartige Bauglieder hat zu der Meinung geführt, die Wirkung von Zugankern sei in der Gotik unbekannt gewesen.

Alberti vermittelt indes einen anderen Eindruck, wenn er im zwölften Kapitel seines ersten Buches sogenannte Schließen erwähnt, die Bögen in Spannung halten würden. Die Bedeutung des von ihm gebrauchten Wortes wird durch die im nächsten Abschnitt folgende Erläuterung klar. Dort stellt er nämlich fest, daß für einen Bogen, der bis zum Baugrund herabreiche, das Erdreich seine natürliche Schließe sei. An anderer Stelle berichtet er, bei einem verminderten Bogen könne eine eiserne Kette nützlich sein, falls man keine zu großen Wi-



3 FREIBURGER MÜNSTER, Hahnentürme. Verbindung der eisernen Zuganker.

derlager bauen wolle. Er kannte demnach die Wirkungsweise eines Zugbandes. Auch Leonardo da Vinci hatte klare Vorstellungen über die Aufgabe einer den Bogen schließenden Kette.

Die Baumeister Karls des Großen legten um die Kuppel der Pfalzkapelle in Aachen einen achteckigen Zuggurt aus Eichenholz, der einige Jahrhunderte später durch eine schmiedeeiserne Konstruktion ersetzt wurde. Noch Brunelleschi nutzte die Zugfestigkeit von Holz zur Umschließung der Domkuppel in Florenz. Am Freiburger Münster sind die Hahnentürme, die mit zu den ältesten Bauteilen des Gotteshauses gehören, von schmiedeeisernen Ankerbarren gefaßt, die in der Erbauungszeit eingemauert wurden. Wie in Abbildung 3 dargestellt, greifen sie mit Haken in handgeschmiedete Ringe ein und sind dort durch Bleiverguß gehalten.

Auch die aufgelöste Pyramide des Westturmes steht auf einem umlaufenden eisernen Ankerbarren von beachtlichem Querschnitt. Ihre Grate münden in aufgeschmiedeten Schuhen. Allein diese Konstruktion läßt erahnen, welche Schwierigkeiten Schmiede der gotischen Stil- epoche bei der Metallverarbeitung zu bewältigen vermochten. Diese Meisterleistung ist zwar nicht einsehbar, wer sich jedoch die Mühe macht, den Turm zu besteigen, kann im Oktogon unter dem Turmhelm mehrere eiserne Anker bewundern, die frei durch die offenen Maßwerkfenster verlaufen und die Ecken des stark durchbrochenen Mauerwerkes miteinander verbinden.

Zu den Baumaterialien

Mit der Erwähnung dieser Eisenanker bin ich bereits zu den Werkstoffen gelangt. In erster Linie sind hier behauene Werksteine und gebrannte Ziegel nebst dem sie verbindenden Mörtel zu nennen.

Gotische Plastik und Steinverzierungen offenbarten die hohe Blüte der Steinverarbeitung und das Können der Steinmetze. Mit Zweispitz, Meißel und Fläche formten sie Steinrohlinge zu maßgenauen und formschönen Werkstücken. Dabei schreckten sie nicht vor hartem und schwer zu bearbeitendem Material zurück, vielmehr schieden sie weichere und stichbehaftete, d. h. von Fehlstellen durchzogene Steine aus. Erst einer späteren Zeit blieb es vorbehalten, das als ungeeignet ausgesonderte Material zu verarbeiten.

Der Fugenverlauf läßt häufig erkennen, daß das tragende Gerippe und die raumabschließenden Wände von unterschiedlichen Arbeitsgruppen gemauert wurden. Die Maurer befestigten die einzelnen Steinblöcke mit den Hebewerkzeugen „Wolf“ oder „Zange“ am Kranseil, das um die Welle eines Tretrades lief und sich durch Aufspulen bei dessen Bewegung verkürzte. Die maschinell hochgezogenen Werksteine verlegten die

Arbeiter in ein saftiges Mörtelbett, in das sie kleine Steinplättchen (Schiefer, Kieselsteine, bisweilen auch Keramikscherben oder Hölzchen) eingelegt hatten, um ein Ausquetschen des Mörtels unter dem Gewicht der Auflast zu verhindern.

Mörtel

Regeln, die bei der Auswahl von Tonerden für Backsteine und ihrer Aufbereitung zu beachten waren, hat bereits Vitruv festgeschrieben. Alberti griff diese Überlieferungen auf und warnte davor, kalkhaltige oder zu sandige Erden zu verwenden. Er geht auf die Maßnahme ein, die ihm bei der Herstellung der Ziegel und ihrer Lufttrocknung zweckmäßig erschienen. Im Hinblick auf einen ausreichenden Brand riet er zur Wahl eines dünnen Steinformates.

Als Mischungsverhältnis für Mörtel gab Vitruv an, daß einem Teil gelöschten Kalk drei Teile Grubensand oder zwei Teile Flußsand zugemischt werden sollten. Bei letzterem Mischungsverhältnis schlug er vor, einen dritten Teil gestoßenes und gesiebtes Ziegelmehl zuzugeben. Im Brennofen seiner Zeit dürften kaum Temperaturen über 700 °C entstanden sein, weshalb dieser Zuschlag hydraulische Eigenschaften besaß und mit dem Kalk zementartige Verbindungen einging. Zu Albertis Zeiten war die mit Ziegelmehl erzielbare Festigkeitssteigerung noch bekannt, denn er schrieb im 4. Kapitel seines dritten Buches: „Mischt man ein Drittel gestoßener Tonscherben hinein, so versichern alle, daß der Mörtel viel haltbarer sein werde“.

Die Betoneigenschaft, die Kalkmörtel durch die Zugabe von Puzzolanerde erhält, war Vitruv wohl bekannt, erlebte er doch noch den Beginn des Masseneinsatzes von Gußbeton. Über ihre Verwendung teilte er mit: „Mit Kalk und Bruchstein gemischt gibt sie nicht nur den übrigen Bauwerken Festigkeit, sondern auch Dämme werden, wenn sie damit im Meere gebaut werden, im Wasser fest.“

Bis zu Alberti ist diese Überlieferung durchgedrungen. Er berichtet, daß bei Pozzuoli ein Pulver in großer Menge vorkomme, das im Meerwasser erhärtet und zu Stein wird. Von ihm stammt auch die Nachricht, Nero habe dort einen Berg durch viele tausende Menschen abgraben lassen; eine Mitteilung, die den Bedarf an hydraulischen Bindemitteln verrät, der im kaiserlichen Rom herrschte.

Das Wissen um die Gußbetontechnik ging in der Völkerwanderungszeit zwar weithin verloren, doch scheinen gewisse Kenntnisse über Zuschläge mit hydraulischen Eigenschaften weitergereicht worden zu sein. Anders sind die teilweise hervorragenden Mörtelqualitäten nicht zu erklären, auf die man bei Bauten des Mittelalters stößt.

Häufig wird behauptet, damals sei nur in der Grube gelöschter und ausgereifter Kalk verwendet worden. Dieses Bindemittel mag zwar vorherrschend gewesen sein, doch kamen daneben Mörtel zum Einsatz, denen frisch gebrannter Kalkstein zugesetzt war. Um den Unterschied deutlich zu machen, muß ich auf die Kalkherstellung eingehen. Der Kalkbrenner zerschlug geeignet erscheinende Steine in kleine Stücke und schichtete diese im Schachtofen abwechselnd mit Holz. Nach Füllung des Ofens entzündete er das Brennmaterial und sorgte für eine mindestens 60stündige Brenndauer. Da

ihm der dabei einsetzende chemische Umwandlungsprozeß unbekannt war, überprüfte er die Qualität des gebrannten Kalkes durch die Waage. Schon Vitruv zeigte auf, daß gut gebrannter Kalk um ein Drittel weniger wiegen dürfte als das Ausgangsmaterial.

Die gebrannten Gesteinsbrocken übergießte man mit Wasser und lagerte die dabei entstehende Breimasse über Jahre in einer gut abgedeckten Lehmgrube. Nicht voll durchgebrannte und somit schwerere Steinteile sanken auf den Boden. Auch alle hydraulisch wirkenden Bestandteile banden unter Wasser ab und trennten sich auf gleiche Weise von dem Kalkbrei. Der sich über Jahre hinziehende Trennungsprozeß führte zu folgender Regel: Das obere Drittel des ausgereiften Kalkes eigne sich für Verputz und Anstrich und das mittlere Drittel für Mörtel. Das mit sogenannten Grieben durchsetzte untere Drittel sei dagegen für das Bauhandwerk unbrauchbar.

Bei dem Grubenkalk handelt es sich demnach um einen reinen Luftkalk, der zwar durch Austrocknen steif wird, seine eigentliche Festigkeit jedoch erst durch die Einwirkung von Kohlendioxyd erreicht. Wie gezeigt, wußten gotische Baumeister den allmählich ablaufenden Prozeß sinnvoll zu nutzen.

Wird der gebrannte Kalk jedoch nicht in der Grube gelagert, sondern unmittelbar nach dem Löschen zu Mörtel verarbeitet, können darin enthaltene hydraulische Bestandteile wirksam werden. Ein frisch zubereiteter Mörtel aus gebrannten Kalksteinen mit Mergelanteilen erhärtete wesentlich früher und erreichte die einem Mörtel mit Naturzement eigene höhere Festigkeit.

Auf die zwei Mörtelarten wies der Chemieprofessor J. F. John bereits in seinem Buch über Kalk und Mörtel hin, das die Buchhandlung Duncker und Humblot 1819 in Berlin mit einer Widmung an Alexander von Humboldt druckte.

In Verfolgung der von der Holländischen Gesellschaft der Wissenschaften aufgeworfenen Frage, ob aus Muschelschalen ein brauchbares Bindemittel hergestellt werden könnte, untersuchte John viele alte Mörtelproben u. a. aus den Fundamenten der ehemaligen St. Petrikirche zu Berlin.

Zu seiner nicht geringen Überraschung konnte er bei einigen der untersuchten Mörtelproben wesentlich weniger Kohlensäure abspalten als bei anderen. Bei weiteren Analysen stieß er auf Kiesel- und Tonerde. Die bei den Untersuchungen gewonnenen Erkenntnisse faßte John in 9 Hauptsätze zusammen, von denen der erste lautet:

„Es gibt zwei Arten Mörtels; der eine ist ein inniges Gemenge von kohlenurem Kalk und steinigem Gemengeteilen, welche mit jenem stark adhären; der andere enthält außerdem eine tafelspatartige Masse, welche ich das Cäment im Mörtel genannt habe. In vielen Arten der gemeinen Kalksteine sind die zur Bildung desselben nötigen Elemente schon enthalten, und es entsteht in demselben durch das Brennen in Folge der Wirkung ätzender Alkalien auf unauflösliche Oxyde analoger Art und Weise.“

Bei Sanierungsarbeiten am Ulmer Münster entnahm man um 1925 dem Fundamentmauerwerk Mörtelproben, die eine Festigkeit bis zu 12 N/mm² auswiesen. Eine derartige Qualität wäre mit reinem Luftkalkmörtel, noch dazu in einem Bereich mit geringerem Kohlensäure-

reangebot, nicht erreicht worden. Bei vielen anderen Bauwerken, wie z. B. der staufischen Stadtmauer in Waiblingen und der Zehntscheuer in Bad Waldsee, bin ich auf ähnlich festen Mörtel gestoßen.

Die Meinung, die Maurermeister des Mittelalters hätten als Bindemittel nur den grubengereiften Luftkalk gekannt, ist nicht haltbar. An Bauhöfen ist in unseren Tagen noch bekannt, es sei auch warmer Mörtel verwendet worden, der eine besondere Festigkeit erreicht habe. Beim Löschen des gebrannten Kalkes wird Wärme freigesetzt; mit frisch gelöschtem Kalk angemachter Speiß, den auch Alberti nebenbei erwähnt, ist demnach von Natur aus warm.

Bleifugen

Bis in unsere Tage werden metallische Steinverbindungen hergestellt, indem der Steinmetz aufeinander abgestimmte Öffnungen aufmeißelt und diese mit flüssigem Blei vergießt. Alberti warnt vor dem Zerspringen der Steine, das einträte, wenn man zuviel flüssiges und noch heißes Blei in die Zapfenlöcher gieße. Auch metallene Dübel- und Klammerverbindungen aus Buntmetallen waren üblich. So werden auch heute z. B. die Einzelteile von Fialen in der Querschnittsmittelpunkt durch eingeleitete oder eingemörtelte Metalldübel (aus Bronze oder rostfreiem Stahl) miteinander verbunden. Sie sind so elastisch, daß sie mit bloßer Hand spielend um mehrere cm bewegt werden können. Hier sei mir die Frage erlaubt: Wie groß sind bei Fialen die Kräfte infolge Windbelastung rechnerisch anzusetzen, wenn sie unter Windböen hin und her pendeln können?

Bauholz

Schließlich muß ich noch auf Bauholz eingehen, aus dem nicht nur die Masse der Profanbauten bestand, sondern das auch für die Dächer und Fundamente von Massivbauten benötigt wurde. Am Rande sei nur bemerkt, daß Holz der wesentlichste Rohstoff des Mittelalters war.

Die gotischen Baumeister setzten insbesondere die Pfeiler und Widerlager gemauerter Brücken auf Pfahlroste, die sie Bürsten nannten. Dieser Begriff ist kennzeichnend für die Ausführung dieser Fundierung. Nach Aushub der Baugrube bis zum Grundwasserspiegel rammten sie angespitzte Baumstämme in sich kreuzenden Reihen in den Baugrund ein. Anschließend schlugen sie die verbliebenen Zwischenräume mit dicht an dicht stehenden kürzeren Pfählen aus. Die so erzielten schwimmenden Gründungen, haben sich – wie das Alter und der Zustand daraufstehender Bauwerke lehrt – durchaus bewährt. Nur dort, wo der Grundwasserspiegel gesenkt wurde, traten Schäden auf.

Den Rammvorgang selbst beschrieb Alberti so:

„Die Maschinen zum Schlagen der Pfähle müssen, wie immer sie sind, einen nicht sehr schweren, aber in häufigem Stoß auffallenden Schlägel haben. Denn wenn sie zu schwer sind, zersplittern sie das Holz vollständig, da ihre Last ungeheuer und ihr Anprall unerträglich ist. Die Häufigkeit aber lockert durch ihre Unablässigkeit alle Hartnäckigkeit und Starrheit des Bodens.“

Im Rahmen dieses Vortrages noch auf die Holzkonstruktionen der gotischen Zimmerleute eingehen zu wollen, würde den gesetzten Rahmen sprengen. Deshalb möchte ich nur noch einen Aspekt streifen, der immer wieder Sorgen bereitet. Ich meine die Beurteilung alter Holzkonstruktionen anhand heutiger Normen.

DIN 1052 basiert auf Versuchsergebnissen mit heute üblichem Schnittholz, das von den Sägewerken vorsortiert geliefert wird. An der Güteauswahl ist der Zimmermeister selbst nicht mehr beteiligt. Im Mittelalter pflegte er in der Regel das im kommenden Jahr benötigte Holz im Herbst selbst einzuschlagen. Indem er dann mit dem Breitbeil aus den Stämmen Balken zuschlug, erspürte er bei jedem Beilhieb mit der Hand, welche Qualität das Holz besaß. Entsprechend dieser Erfahrung legte er die Verwendung der Balken fest.

Beim Beilen gleitet die Schneide den Fasern entlang, stört diese also weniger als die Gattersäge, die auch aus krummen Stämmen gerade Balken und Bretter mit entsprechenden Faserneigungen schneidet. Außerdem wird mit dem Beil das um die Äste liegende Hartholz weniger geschädigt.

Stellt man sich zudem die hohe Streuung der Holzfestigkeiten vor Auge und bedenkt, daß aus dem Stamm gesägte Viertelhölzer bei gleicher Holzgüte etwa 20% weniger tragen als das sogenannte Vollholz, ist leicht einzusehen, warum gotische Zimmermeister den von ihnen ausgewählten Hölzern mehr zumuten konnten, als uns die Norm erlaubt. Deshalb erscheint es mir wenig sinnvoll, Sanierungen von Baudenkmälern auf der Basis heutiger Regelwerke durchführen zu wollen. Notwendig ist vielmehr eine individuelle Beurteilung jedes einzelnen Objektes.

Meine Ausführungen können sicherlich nicht den Anspruch erheben, das Thema erschöpfend behandelt zu haben. Ich würde mich jedoch freuen, wenn sie bei einem oder dem anderen Leser den Wunsch geweckt hätten, selbst weiter in die technische Baugeschichte einzudringen und verlorengegangenes Wissen wieder aufzufinden.

Literatur:

- H. Straub: Die Geschichte der Bauingenieurkunst, Basel und Stuttgart 1964.
- C. Fensterbusch: Vitruv – Zehn Bücher über Architektur, Darmstadt 1964.
- M. Theurer: Leon Battista Alberti – Zehn Bücher über die Baukunst, Darmstadt 1975.
- H. R. Hahnloser: Villard de Honnecourt, Graz 1972.
- C. Zammattio, A. Marinoni und A. M. Brizio: Leonardo der Forscher, Stuttgart und Zürich 1981.
- John Fitchen: The construction of gothic cathedrals, a study of medieval vault-erection, Oxford 1961.

*Ltd. RBD Karl Krauß
Landesstelle für Baustatik Baden-Württemberg
Nauklerstraße 47
7400 Tübingen*

Anita Gaubatz: Das antike Sumelocenna-Rottenburg

Aufarbeitung und Publikation unveröffentlichten Fundmaterials aus den archäologischen Untersuchungen des Landesdenkmalamtes sind ein herausragendes denkmalpflegerisches Vorhaben und bilden einen wichtigen Bestandteil des Schwerpunktprogrammes für die Denkmalpflege im Bereich der Landesarchäologie von Baden-Württemberg. Aufgrund der Forschungssituation war es ein langgewünschtes Anliegen, alle bekannten römischen Befunde aus Rottenburg zusammenzutragen und den Forschungsstand vollständig zu dokumentieren. Nachdem das Projekt „Die Topographie des römischen Rottenburg“ in das Schwerpunktprogramm für die Denkmalpflege aufgenommen worden war, wurde im Januar 1983 beim Landesdenkmalamt mit der Gesamtbearbeitung begonnen, deren besonderes Ziel es ist, einen archäologischen Stadtplan von Rottenburg-Sumelocenna zu erstellen. Bei dieser Bearbeitung werden die bisher bekanntgewordenen archäologischen Quellen wissenschaftlich ausgewertet, um einen Einblick u. a. in die Siedlungs- und Wirtschaftsstruktur sowie die städtebauliche Entwicklung des antiken Sumelocenna zu erhalten. Hier steht das Rottenburger Projekt in engem Kontakt zu den Arbeiten über das römische Ladenburg (Lopodunum) und das römische Wimpfen im Tal, wo gleichfalls, nach dem bereits vorliegenden Rottweiler Plan, ein archäologischer Plan erstellt wird, so daß anschließend von allen größeren römischen Siedlungen in Baden-Württemberg u. a. ein genauer Stadtplan vorliegen wird.

Das antike Sumelocenna, dessen Bedeutung innerhalb der römischen Provinz Obergermanien aufgrund der Inschriften bekannt ist, erstreckte sich am linken Neckarufer der heutigen Stadt Rottenburg (Abb. 2).

Sumelocenna, an der römischen Fernstraße Rottweil (Arae Flaviae) – Köngen (Grinario) gelegen, wurde in der Regierungszeit Domitians um 85/90 n. Chr. gegrün-

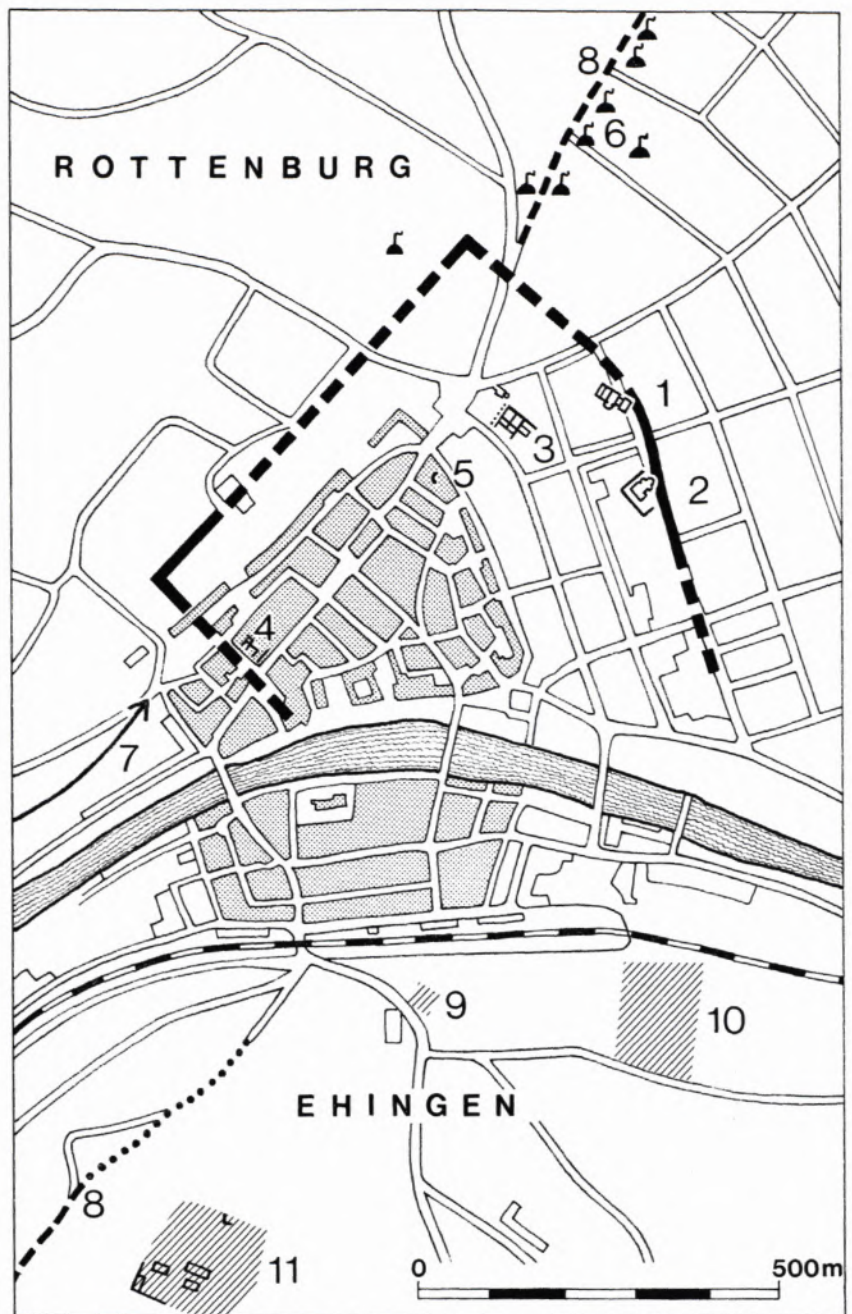
det und bestand bis um die Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. In der Frühzeit Verwaltungssitz einer kaiserlichen Domäne (*saltus*) wurde es um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. Hauptort einer Civitas, einer Gebietskörperschaft, die das mittlere Neckarland in seinem gesamten südlichen Bereich umfaßte.

Trotz der bedeutsamen Stellung innerhalb des rechts-



1 ROTTENBURG, das vollständig aufgedeckte Bad II während der Ausgrabungen 1962. Heute ist diese Anlage in das Kellergeschoß eines Schulgebäudes integriert und der Öffentlichkeit zugänglich.

2 PLAN des römischen Rottenburg: 1 Bad I, 2 Bad II, 3 Grabung Eugen-Bolz-Platz, 4 Grabung Schütte/Königstraße, 5 Grabung Spiegelgasse, 6 Töpfereien, 7 Wasserleitung, 8 Straße von Rottenburg nach Köngen, 9–11 Gutshöfe.



rheinischen Gebietes der römischen Provinz Obergermanien erschien die bisher einzige Monographie, die sich dem römischen Rottenburg widmete, bereits 1840. Diese Publikation mit dem Titel „Colonia Sumlocenna“ wurde von dem Rottenburger Domdekan Ignaz von Jaumann verfaßt, der sich seit 1820 mit den römischen Überresten in Rottenburg beschäftigte. Nachdem er zwei Jahrzehnte Befundbeobachtungen zusammengetragen und ältere Berichte studiert hatte, legte er 1840 seinen Kenntnisstand vor. Wie der Untertitel des Buches – Ein antiquarisch-topographischer Versuch – deutlich macht, wollte er dazu beitragen, das Siedlungsbild von Sumlocenna nicht nur anhand von einzelnen Fundstücken, sondern vielmehr auch anhand der von ihm getätigten Befundbeobachtungen wiederherzustellen. Dieser Beitrag wurde durch den ersten 1855 veröffentlichten Nachtrag besonders in Form eines Stadtplanes mit Fundstellenmarkierungen erweitert.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts setzten in Rottenburg die ersten Ausgrabungstätigkeiten ein. Diese wurden kontinuierlich bis heute durch die Bodendenkmalpflege fortgeführt. Doch sind wir in bescheidener Weise über das Aussehen und die innere Struktur des antiken Sumlocenna informiert, da zum einen die mittelalterliche und neuzeitliche Bebauung römische Baustrukturen bereits zerstört hat und andererseits die römischen Schichten, besonders im östlichen Stadtbereich, unter einer bis zu 2,50 m mächtigen Schwemmlehmdecke des Wegentalbaches liegen, d. h. in einer Tiefe, in die man bei modernen Baumaßnahmen nur selten vorstößt.

Die Struktur der römischen Stadt Sumlocenna

Das bisher bekannte Stadtbild von Sumlocenna (Abb. 2) ist für das 3. Jahrhundert n. Chr. durch den Verlauf einer Umwehrung geprägt. Diese bestand aus einer 1,80 bis 2 m breiten Steinmauer mit Wehrgang, die aus



3 BLICK auf den Spitzgraben mit hingestürzten Gesims- und Zinnensteinen der römischen Stadtmauer, Ausgrabung 1964.

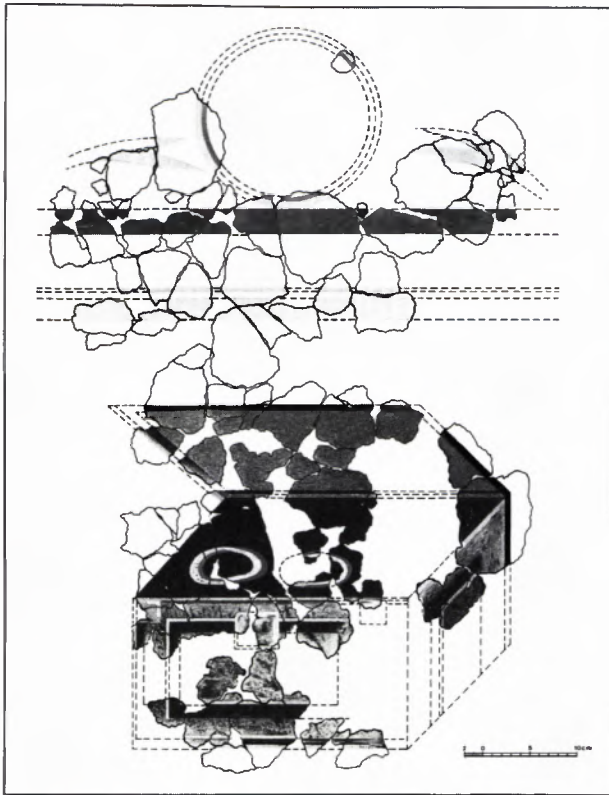
gleichmäßig behauenen Muschelkalksteinen mit Zinnensteinen zur Abdeckung bis zu einer Höhe von etwa 5 m errichtet worden war. Nach einer durchschnittlich 3 m breiten Berme war ein ca. 7 m breiter und 2 m tiefer Spitzgraben vorgelagert. Besonders auf der Grabeninnenseite fanden sich häufig die bekannten Zinnen- und Gesimssteine (Abb. 3). Bei einer Ausgrabung im Jahr 1966 konnte die Nordostecke der Stadtmauer mit einem Eckturm aufgedeckt werden. Trotz mehrfacher Untersuchungen, die bis in das Jahr 1907 zurückreichen, ist der Verlauf der Stadtmauer im südlichen Neckarbereich noch nicht gesichert geklärt; hier bedarf es weiterer Beobachtungen. Deutlich zeigt sich aber, daß die durch die etwa 1,8 km lange Mauer umgebene römische Siedlung bei weitem größer war als die mittelalterliche Stadt Rottenburg (Abb. 2, gerasterte Fläche). Eine derartige Stadtmauer aus römischer Zeit konnte in Baden-Württemberg einzig nur in den Städten Ladenburg und Bad Wimpfen im Tal festgestellt werden, während z. B.

das römische Rottweil (Arae Flaviae) keine Umweh- rung besaß. Das eigentliche Zentrum von Sumelocenna mit dem Forum und den Verwaltungsgebäuden konnte bisher noch nicht lokalisiert werden. Dieses ist wohl im Bereich des heutigen Marktplatzes zu lokalisieren. Im nordwestlichen Areal der römischen Siedlung, im Bereich der heutigen Landesvollzugsanstalt, am höchsten Punkt der Stadt, ist eine Tempelanlage anzunehmen, da dort verschiedene Götterbilder zusammen mit reich verzierten Architekturteilen geborgen worden waren.

Badeanlagen

Innerhalb der Stadtmauer kennen wir bisher im östlichen Siedlungsareal in der Mechthildstraße zwei Badeanlagen (Abb. 2.1 u. 2), die nur etwa 300 m voneinander entfernt sind.

Bei der ersten größeren Ausgrabung in dem Rottenbur-



6 FRAGMENTE römischer Wandmalereien mit der Darstellung eines aufgeklappten Holzkästchens (Grabung Eugen-Bolz-Platz).

ger Stadtgebiet wurde 1899 ein Badegebäude (Abb. 2.1) auf einer Größe von 25×7 m z. T. aufgedeckt. Bemerkenswert waren hier zahlreiche gestempelte Ziegel der 8. Legion (*legio VIII Augusta*) aus Straßburg-Königshofen, die in der Hypokaustanlage dieses öffentlichen Badegebäudes verwendet worden waren.

Das sogenannte Bad II (Abb. 2.2) wurde mit der nördlichen Gebäudefront bereits 1929 freigelegt, konnte aber erst 1962 vollständig untersucht werden. In der großflächigen Ausgrabung (Abb. 1) wurde neben dem 18×11 m großen Bad auch eine Umfassungsmauer an wenigstens drei Seiten aufgedeckt, so daß die Anlage von dem eigentlichen Stadtgebiet abgetrennt war. Der außerordentlich gute Erhaltungszustand des Badegebäudes, der durch die bereits erwähnte Schwemmlehmdecke bedingt war, ermöglichte eine Konservierung der Anlage, die heute unter dem Eugen-Bolz-Gymnasium besichtigt werden kann.

Das Badegebäude umfaßte die wichtigsten Bestandteile einer römischen Badeanlage: Umkleideraum, Laubad, Warmbad und Kaltbad. Innerhalb des Gebäudes waren die Raumzugänge durch z. T. ausgebrochene Schwellsteine belegt. Neben dem roten Außenverputz, der sich stellenweise auf der südlichen Außenmauer erhalten hatte, waren in den Räumen noch farbenprächtige Wandputzreste, die geometrische Dekore wie auch Fischdarstellungen zeigen, meist in Versturzlage angetroffen worden. Bei dieser Versturzmasse wurden auch zwei Gewölbeteile freigelegt, die für die Apsiden des Warmbades ein weißgetünchtes Tonnengewölbe belegen.

Im Frühjahr 1983 konnte durch eine kleinräumige Untersuchung in der Spiegelgasse inmitten der Rottenbur-

ger Altstadt (Abb. 2.5), nachdem ein altes Gebäude abgetragen worden war, der Teil eines apsidialen Raumes mit Fußboden- und Wandheizung aufgedeckt werden. Diese Apsis mit einem Durchmesser von 9 m war Bestandteil des Warmbades eines weiteren Badegebäudes. Es übertrifft in den Ausmaßen die bisher bekannten Badeanlagen von Sumelocenna etwa um das Zweifache. Die Größe und die zentrale Lage deuten auf ein öffentliches Badegebäude hin. Neben dem Nachweis eines weiteren Bades im antiken Sumelocenna konnte durch diese Untersuchung klargestellt werden, daß unter den mittelalterlichen Bauten in Rottenburg bis heute noch eindrucksvolle römische Ruinen liegen.

Wohngebäude

Einen Einblick in die Gestaltung eines privaten Wohngebäudes ermöglichte die erste großflächige Ausgrabung im Innenstadtbereich am Ostrand des Eugen-Bolz-Platzes (Abb. 2.3), die 1973/74 und 1978 durchgeführt wurde. Hier konnten neben zwei Steinbauperioden (Abb. 4) mit verschiedenen Holzbaumaßnahmen auch Reste der ältesten römischen Holzstrukturen festgestellt werden. Bei der Ausgrabung wurde ein größerer Gebäudekomplex an einer ca. 4 m breiten Straße erfaßt, dem ein Keller und Brunnen gegenüberliegen. Der in seiner jüngsten Bauphase mindestens 39×22 m große Komplex umfaßte wenigstens acht Räume und wies zur Straße eine Säulenvorhalle (*porticus*) auf, deren Säulenstellung in situ angetroffen wurde. Zwei der südlichsten Räume (Abb. 5) waren beheizbar und, wie Wandputzreste zeigen, überaus farbenprächtig ausgestaltet. Besonders hervorzuheben ist die Darstellung (Abb. 6) eines aufgeklappten Holzkästchens, in dem zwei Armringe liegen. Weitere Säulenfunde sowie ein reliefverzierter Pfeiler (Abb. 7) mit den Götterdarstellungen des Hercules, der Fortuna und Victoria, waren Bestandteil dieses stattlichen Gebäudes und belegen eine großzügig gestaltete Architektur.

1976 konnte im Bereich Schütte/Königstraße zum erstenmal eine Untersuchung im Westen der römischen Stadt unweit der Stadtmauer (Abb. 2.4) stattfinden. Der freigelegte Grundriß zeigte wiederum eine großräumige Bauweise mit wenigstens einem beheizbaren Raum (Abb. 8). Auch diese Ausgrabung machte deutlich, daß sich trotz intensiver mittelalterlicher Bebauung römische Baureste erhalten haben können.

Bei der Gesamtbearbeitung des römischen Rottenburg gelang es schließlich, durch das Zusammenfügen von Altbefunden die Kenntnis um die Topographie von Sumelocenna zu erweitern. So waren z. B. beim Neubau der Gebäude Eberhardstraße 29–33, südwestlich des Bades II gelegen, 1903 und 1905 von dem Rottenburger Heimatforscher Dr. med. F. Paradeis römische Gebäudeteile mit Hypokaustum festgestellt und eingemessen worden. Die bei den Kanalisationsarbeiten in der Eberhardstraße 1955 von Dr. S. Schiek aufgenommenen Mauerzüge konnten nun zu einem wenigstens 39×18 m großen Gebäudekomplex zusammengefügt werden. Das Gebäude, dessen Gesamtausdehnung nicht bekannt ist, umfaßte mindestens elf Räume, die z. T. noch Wandputzreste aufwiesen.

Gerade dieses Beispiel mag deutlich machen, welche Ergebnisse durch das Zusammentragen alter Befundbeobachtungen zu erzielen sind. Unter diesem Aspekt sind selbst die Berichte Jaumanns aus dem letzten Jahrhundert noch von Wichtigkeit.

Dennoch ist das Bild des durch die Stadtmauer umschlossenen Areals von Sumelocenna noch recht lückenhaft; hier können nur weitere Untersuchungen die Kenntnis um das römische Rottenburg erweitern, wengleich diese besonders im Innenstadtbereich nur bedingt durchgeführt werden können.

Wasserversorgung

Zur römischen Siedlung gehörte auch die längste gemauerte römische Wasserleitung im rechtsrheinischen Gebiet. Ca. 74 Liter frisches Quellwasser pro Sekunde konnte von dem 7 km entfernten Rommelstal entlang des Neckars bei einem Gefälle von ca. 0,33% in die Stadt (Abb. 2.7) befördert werden. Die schon von Jaumann erkannte, aber erst 1911 an mehreren Stellen untersuchte Leitung bestand aus einem 30 cm breiten und 35 cm tiefen Kanal, der mit Ziegelbeton verkleidet war. Der meist offen verlaufende Kanal war wegen Erd-rutschgefahr stellenweise überwölbt worden. Diese

Wasserleitung stellt nicht nur ein Zeugnis römischer Technik dar, sondern gibt uns gleichzeitig einen Einblick in die Infrastruktur einer römischen Stadt.

Handwerkliche Betriebe

Das außerhalb der Siedlung gelegene Töpfereiviertel erstreckte sich entlang der Straße nach Köngen (Abb. 2.6). In diesem Bereich sind bisher 20 Töpferöfen mit einem meist runden, ca. 1 m großen Brennraum nachgewiesen. Die erhaltenen Fehlbestände und Töpfereiabfälle belegen eine Produktion von Bechern, Tellern, Schüsseln, Töpfen und Vorratsgefäßen. Diese Gebrauchskeramik wurde im 2. Jahrhundert n. Chr. sicherlich nicht nur für den Eigenbedarf von Sumelocenna, sondern auch für die umliegenden Gutshöfe und Siedlungen hergestellt.

Weitere Handwerksbereiche konnten in und bei Rottenburg noch nicht lokalisiert werden. Doch deuten Schmiedewerkzeuge auf metallverarbeitende Werkstät-



7 RELIEFPFEILER mit der Darstellung der Götter Hercules, Fortuna, Victoria. Höhe noch 1,6 m (Sülchgau-Museum, Rottenburg).



8 BEHEIZBARER RAUM in einem römischen Gebäude im Gebiet Schütte/Königstraße.

ten hin. Daneben waren wohl Steinmetzbetriebe angesiedelt, die den oberhalb von Rottenburg im Neckartal anstehenden Muschelkalkstein verarbeiteten. Diese Gesteinsart wurde in Sumelocenna fast ausschließlich als Baumaterial verwendet und, denkt man an die Stadtmauer, in großen Mengen benötigt.

Begräbnisstätten

Außerhalb der Siedlung befanden sich die Begräbnisstätten. Das Hauptgräberfeld, unmittelbar nördlich des Töpfereiviertels gelegen, war bereits seit Jaumann bekannt. Bei der Ausgrabung des keltischen Gräberfeldes im Bereich eines Neubaugebietes im Nordosten von Rottenburg wurde 1984 ein römisches Brandgrab erfaßt, das neue Anhaltspunkte für die Ausdehnung dieses Gräberfeldes geben kann. Weitere Gräberfelder lagen vor der nordwestlichen Stadtmauer sowie unmittelbar westlich der Stadt. Neben vielen Brandbestattungen konnten einige Körperbestattungen nachgewiesen werden.

Das Umland

Auf der rechten Neckarseite im Rottenburger Stadtteil Ehingen stieß man auch auf römische Siedlungsspuren. Diese liegen unweit der hier anzunehmenden Straße nach Rottweil (Abb. 2.8). Sie sind wohl als Brückenkopfsiedlung mit dem Neckarübergang der Straße in Verbindung zu bringen.

Ein Beitrag über das römische Rottenburg wäre unvollständig, würde man nicht auf die römischen Gutshöfe (*villae rusticae*) im nahen Stadtbereich (Abb. 2.9–11) hinweisen, von denen wenigstens zehn bekannt sind.

Diese Gutshöfe waren bei der Versorgung der Stadt von größter Bedeutung und somit indirekt mit Sumelocenna verbunden.

Fassen wir nach dieser Skizzierung zusammen, so stellte Sumelocenna, zunächst Verwaltungssitz einer kaiserlichen Domäne, dann Mittelpunkt einer Gebietskörperschaft, das politische, verwaltungsmäßige und wirtschaftliche Zentrum des mittleren Neckarraumes dar. Hier bündelte sich eine Wirtschaftskraft, die durch die umliegenden Gutshöfe und die wichtige Nord-Süd-Straßenverbindung gestärkt wurde. Diese Wirtschaftskraft spiegelte sich in der Siedlungsstruktur wieder, wie die städtische und großzügig gestaltete Architektur erahnen läßt.

Literatur:

- Ignaz von Jaumann, *Colonia Sumlocenne* (Stuttgart 1840).
 G. Jacobi, *Das römische Bad. Sülchgauer Altertumsverein Rottenburg a. N., Jahresgabe 1963*, 22 ff.
 D. Planck, *Rottenburg a. N. Römische Stadt Sumelocenna*. In: Ph. Filtzinger, D. Planck, B. Cämmerer, *Die Römer in Baden-Württemberg* (1975) 475 ff.
 H. Reim, *Neue Ausgrabungen im römischen Rottenburg, Kreis Tübingen. Archäologische Ausgrabungen 1976*, 25 ff.
 H. Reim, *Grabungen im römischen Sumelocenna (Rottenburg, Kreis Tübingen). Der Sülchgau 23, 1979*, 56 ff.
 A. Gaubatz, *Ein neues Badegebäude im Stadtinnern des römischen Rottenburg (Sumelocenna). Der Sülchgau 27, 1983*, 53 ff.

Dr. Anita Gaubatz

LDA · Archäologische Denkmalpflege

Schloß

7400 Tübingen

Buchbesprechung

Wolfgang Leiner: Geschichte der Elektrizitätswirtschaft in Württemberg.

2 Bde. Hrsg.: Energieversorgung Schwaben AG, Stuttgart 1982 und 1985.

Daß Technikgeschichte insbesondere in einem derart industriell geprägten Land wie Württemberg eine bedeutende Rolle spielen muß, braucht wohl nicht mehr betont zu werden. Die Aufmerksamkeit, welche dieser Sparte zuteil wird, illustrieren z. B. ausführliche Presseberichte – sie reichen von der nostalgischen Betrachtung des Kraftwerkabbruchs in Altbach, wo ein „Stück Industriegeschichte dem Erdboden gleichgemacht“ wurde (Stuttgarter Zeitung, 24. 5. 1985), bis zu der freudigen Begrüßung eines Geheimtips und Newcomers, des Elektro-Museums der Neckarwerke in Esslingen (Rennstr. 6), das „die umfangreichste Sammlung historischer Elektrogeräte und Maschinen in Baden-Württemberg“ (Stuttgarter Zeitung, Juli 1985) mit Leihgaben des Deutschen Museums in München und des Siemens-Museums präsentiert. Auch die Denkmalpflege konnte sich der Beschäftigung mit der Technikgeschichte nicht entziehen – obwohl noch heute manch ein Kunsthistoriker sich nur widerwillig und naserümpfend der Sache hingibt. Eine bessere Kenntnis der Zusammenhänge, der Materie selbst, würde da sicherlich überraschende Einblicke öffnen und einen Meinungswandel bewirken. Sie würde insbesondere einem noch immer erstaunlich weitverbreiteten Manko abhelfen: daß nämlich technikgeschichtliche Baudenkmäler nur als Objekte der Architekturgeschichte, meistens als „Träger eines schönen Scheins“ betrachtet werden – diese Einstellung ist sicherlich durch das Mitwirken namhafter Architekten an ihrer Erbauung mitbedingt. Dabei spielt die innere Funktion etwa bei einem Fabrikbau eine kaum zu überschätzende, dominierende Rolle – und zwar schon seit Zeiten, zu denen das „funktionelle Bauen“ in der „hohen Baukunst“ noch eine unbekannte Forderung war. Die unabdingbare Kenntnis dieser inneren Zusammenhänge vermitteln die Publikationen, die von echten Kennern der Materie, von Ingenieuren und insbesondere passionierten Technikhistorikern in ihren Reihen veröffentlicht werden. Als bester Kenner

der Geschichte der Elektrotechnik nicht nur in Württemberg muß Wolfgang Leiner von der EVS (Energie-Versorgung Schwaben) genannt werden. Den Lesern der „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ ist er als Autor eines fundierten, engagierten Beitrages über die „Bedeutung früher elektrischer Maschinen in Württemberg als Kulturdenkmale“ (1/1982, S. 15 ff.), dem Referat Inventarisierung beim Landesdenkmalamt als hilfsbereiter Gutachter bestens bekannt. Sein Verdienst ist es, daß die Denkmalpflege nunmehr ein opulentes Handbuch zur Verfügung gestellt bekommt, mit dessen Hilfe nicht nur die hier erwähnten inneren Zusammenhänge der Elektrizitätswirtschaft nahegebracht, sondern auch noch unbekannte Kulturdenkmale der Technikgeschichte aufgezeigt werden.

Zu dem 1982 erschienenen, ca. 350seitigen Band 1 seiner „Geschichte der Elektrizitätswirtschaft“ sind 1985 die Bände 2,1 und 2,2 mit weiteren 470 Seiten hinzugekommen. Sie schildern das Thema von den Anfängen in der Antike bis 1945 – bis zu der imaginären Grenze, die sich in Baden-Württemberg auch die Denkmalpflege selbst zog. Zeit zu einem Resümee also. Wer sich durch den Buchtitel abschrecken läßt, weil er reine Wirtschaftsgeschichte ahnt, dem sei gleich einleitend gesagt: Wolfgang Leiner erläutert das Thema umfassend, indem er nicht nur die Geschichte der Elektrizitätswirtschaft allgemein, sondern auch die Entstehung, Entwicklung und vor allem (denn dies ist für uns wichtig) den Gebrauch des elektrischen Stroms kontinuierlich schildert. Band 1 streift kurz die Vorgeschichte, beschreibt anschaulich und fesselnd das Phänomen, um dann bei den frühen elektrischen Geräten und ihrer Anwendung im 19. Jahrhundert länger zu verweilen. Der Leser erfährt Wissenswertes über die ersten Versuche öffentlicher Straßenbeleuchtung, von denen die 1844 erfolgte Illumination der Place de la Concorde in Paris einer Theaterinszenierung gleichkam. Effektbeleuchtungen in Theatern wurden um 1850 bewußt als Mittel künstlerischer Gestaltung eingesetzt, 1851 auch in Stuttgart. Die in der 2. Hälfte des Jahrhunderts anschließenden Elektrizitätsausstellungen (1881 Paris) glichen eher einem Kunstsalon als einer nüchternen technischen Messe. Festbeleuchtungen – so 1870 in Stuttgart das königliche Schloß anlässlich der Feier des Sieges von Sedan – sind in einem Atemzug mit diesen publikumsträchtigen Schauveranstaltungen zu nennen. Sie machen deutlich, daß eine geschickte Regie es mit volkstümlichen Inszenierungen schon damals verstand, neue Produkte populär zu machen. Die Anwendung der Elektrizität in der Galvanotechnik (z. B. zur Versilberung kunsthandwerklicher Produkte) ist ein weiterer Mosaikstein aus ihrer Entwicklungsgeschichte: die 1872 in Esslingen gegründete Silberwarenfabrik A. Ritter & Co. ist auf diesem Gebiet bahnbrechend gewesen, die heute so bekannte Firma WMF in Geislingen ist u. a. aus ihr hervorgegangen.

Nach dieser lebendigen Schilderung der frühen Anwendungsformen der Elektrizität führt uns Leiner zur Entstehung der frühen Elektrizitätswerke in Württemberg in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Der Stuttgarter Unternehmer Reißer, Schäfer in Göppingen, die Maschinenfabrik Esslingen seien herausgegriffen. Ebenso herausgegriffen sei die Schilderung der 1883 eingerichteten Beleuchtung des Stuttgarter Bahnhofs, da sie beispielhaft ist für die Nützlichkeit des Buches auch für den primär architekturgeschichtlich interessierten Leser: eine Innenansicht der Bahnhofshalle mit den installierten Beleuchtungskörpern illustriert die Ausführungen. Nicht nur die Lieferanten der Geräte und ihre Art werden in Erfahrung gebracht, sondern auch bauhistorisch aufschlußreiche Details wie die Zahl und Funktion der Wartesäle (vier Klassen, die dritte Klasse von der Mittelschicht bevorzugt). Daß man sich im gleichen Jahr beim neuerbauten Esslinger Bahnhof noch für die Gasbeleuchtung entschied, wirft ein Licht auf die herausragende Stellung des Stuttgarter Objekts – diese Auskunft liefert aber auch für den Architekturstudienhistoriker und Denkmalpfleger wichtige, weder durch Bauaktenstudium noch durch Ortsbesichtigung erwerbare bauhistorische Fakten über die ursprüngliche Ausstattung des (noch vorhandenen) Esslinger Gebäudes. Diese zahlreich wie Rosinen ausgestreuten bauhistorischen und kulturgeschichtlichen Tatsachen sind es, die – neben den selbstverständlich im Vordergrund stehenden und unverzichtbaren technikgeschichtlichen Schilderungen – das Buch auch für technisch wenig interessierte Kreise so nützlich machen.

Band 1 schließt mit einem umfangreichen, ca. 100 Seiten starken Anhang, der z. B. die Listen der bis in die Mitte der 90er Jahre errichteten Einzelanlagen und Elektrizitätswerke (mit Baudatum, Hersteller, Quellen, etc.), Literaturverzeichnis, Namens- und Ortsregister sowie Bildquellenverzeichnis beinhaltet – für die Inventarisierung der technikgeschichtlichen Kulturdenkmale eine äußerst bequeme und nützliche Sache!

Im Band 2 setzt der Autor die bewährte Marschroute der breit ausholenden wissenschaftlichen Schilderung fort und beginnt mit der Elektrotechnischen Ausstellung des Jahres 1896 in Stuttgart, um den Stand der Technik kurz vor der Jahrhundertwende darstellen zu können. Bezeichnenderweise trug diese Veranstaltung den Titel „Ausstellung für Elektrotechnik und Kunstgewerbe“. Wie Leiner zutreffend bemerkt, handelte es sich um einen der für die damalige Zeit typischen Fälle, „in welchen die

Kunst von der Technik, vor allem finanziell, mitgetragen wurde“. Wie auch die im ersten Band erwähnten Illuminationen, Ausstellungen u. ä. zeigten, hatten das späte 19., aber auch das frühe 20. Jahrhundert noch das Bedürfnis, Technik in künstlerischer Verpackung zu präsentieren. Dank Leiner wird das Verpackungsmaterial abgenommen. Im Band 2 stellen dann die immer zahlreicher werdenden Kraftwerksbauten einen Schwerpunkt dar. Sie werden z. T. sehr ausführlich behandelt, so daß der Leser von der Entwicklungsgeschichte der Baupläne bis zu der technischen Ausstattung alles Wesentliche erfährt – beispielhaft gilt dies für das Kraftwerk Enzberg. Historische Innen- und Außenansichten von den Objekten sind den Schilderungen beigelegt, so daß

auch die Architekturgeschichte der Bauaufgabe nachvollzogen werden kann. Daß an der Projektierung der Bauten mehrere prominente Architekten beteiligt gewesen sind, erfährt man zwar nicht aus dem Buch Leiners, aber dies nachzuvollziehen, bleibt als die für uns reizvollste Aufgabe übrig. Der auf diesem Feld Tätige braucht in der Tat nur die bereits erwähnten Tabellen, Register u. a. zur Hilfe zu nehmen. Er wird nicht nur Objekte von z. T. hohem architektonischen Reiz kennenlernen, sondern sicherlich auch einige Denkmallisten ergänzen müssen (z. B. um das noch stehende Umspannwerk Oberürkheim, das in den 20er Jahren einer der wichtigsten Knotenpunkte der Elektrizitätsversorgung in Württemberg gewesen ist).

Abschließend sei – anstelle der Kritik – ein Wort des Bedauerns ausgesprochen: Daß sich kein Verlag zur Herausgabe dieser interessanten Bände bereit fand, kann nur kopfschüttelnd konstatiert werden. Das im Selbstverlag der Energieversorgung Schwaben erschienene Werk hätte eine anspruchsvollere und publikumswirksamere Ausstattung verdient, insbesondere einen reicheren, technisch aufwendigeren Abbildungsteil, überhaupt mehr dokumentarisches Material (so z. B. auch einige Gebäudegrundrisse und Originalentwürfe) und damit letztlich eine größere Resonanz beim Publikum. Daß das Interesse zumindest der Denkmalpflege nunmehr gesichert sein dürfte, kann nach diesem kurzen Bericht erhofft werden.

Julius Fekete

Mitteilung

Die Bibliographie zur schweizerischen Kunst und Denkmalpflege

Die Redaktion der Bibliographie zur schweizerischen Kunst und Denkmalpflege hat von Anbeginn an den Auftrag erhalten, neben Neuerscheinungen zur Schweizer Kunst im weitesten Sinne vor allem auch das Schrifttum zur allgemeinen Denkmalpflege umfassend zu dokumentieren. Das Institut für Denkmalpflege an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, wo die Bibliographie angesiedelt ist, bemüht sich seither, möglichst alle die Gebiete Denkmalpflege und Restaurierung betreffenden selbständigen wie unselbständigen Publikationen zu erfassen und anzuzeigen. Kongreßakten und Tagungsberichte werden nicht nur angezeigt, sondern vollumfänglich mit Verfasser und Titel aller Resümées zitiert. 40 von 700 weltweit erscheinenden Periodika, die regelmäßig ausgewertet werden, behandeln vorrangig denkmalpflegerische Fragen; es sind dies u. a.:

Die alte Stadt (Stuttgart), Arbeitsblätter für Restauratoren (Mainz), Un avenir pour notre passé (Strasbourg), Der Bauberater (München), Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen (Hameln), Berliner Beiträge zur Archäometrie (Berlin), Bulletin de l'Institut Royal du Patrimoine artistique (Bruxelles), Canadian Conservation Institute, Technical Bulletin (Ottawa), The Conservator (London), Dendrochronologia (Verona), Denkmalpflege in Baden-Württemberg (Stuttgart), Denkmalpflege Informationen (München), Denkmalschutz-Informationen (Bonn), Deutsche Kunst und Denkmalpflege (München), Deutscher Restauratorenverband, Mitteilungen (München), GP News Letter (Zürich), Industrial Archaeology Review (Oxford), Industriearchäologie (Brugg), ISG-Nachrichten (Graz), Jahrbuch der Bayerischen Denkmalpflege

(München), Jahrbuch der rheinischen Denkmalpflege (Köln), Journal of the American Institute for Conservation (Washington), Maltechnik (München), National Gallery Technical Bulletin (London), Neue Museumskunde (Berlin-Ost), Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege (Wien), Restauratorenblätter (Wien), Restaurator (Kopenhagen), Restauro (Napoli), La Sauvegarde de l'Art Français (Paris), Steine sprechen (Wien), Studies in Conservation (London), Technology and Conservation (Boston), Technology and Culture (Chicago), Unsere Kunstdenkmäler (Bern).

In Band 6, 1983/84 der Bibliographie sind in der Sektion „Erhaltung der Objekte“ über 500 Titel erfaßt; dazu kommen Kongreßberichte, Publikationen über denkmalpflegerische Institutionen, Ausstellungen, etc. Alle Titel werden durch ein Register erschlossen, das Autoren, Personen, Orte und Sachen umfaßt; alle Sachbegriffe sind dreisprachig (deutsch/französisch/italienisch) aufgenommen. Der verantwortliche Redakteur, Dr. Andreas Morel, bittet alle Denkmalpfleger und Restauratoren

sehr herzlich um Mitarbeit! Hinweise, Mitteilungen und Anregungen sind erbeten an:

Redaktion Bibliographie zur schweizerischen Kunst und Denkmalpflege ETHZ St.-Johanns-Vorstadt 5, CH-4056 Basel/Schweiz

Besonders dankbar sind wir für Hinweise auf Periodika, in denen regelmäßig Arbeiten zum Thema Denkmalpflege und Restaurierung publiziert werden und die noch nicht in unserem Periodikaverzeichnis erscheinen.

Die Bibliographie zur schweizerischen Kunst und Denkmalpflege erscheint jährlich einmal im zweiten Semester. Sie kostet im Abonnement 35 SFr. (inkl. Porto und Verpackung) und kann bestellt werden beim Institut für Denkmalpflege, ETH-Zentrum, CH-8092 Zürich. Auf Wunsch wird eine Probenummer zugestellt.

Bisher sind erschienen: 1, 1979, Zürich 1980, 160 S. (vergriffen); 2, 1979/80, Zürich 1981, 265 S.; 3, 1980/81, Zürich 1982, 342 S.; 4, 1981/82, Zürich 1983, 330 S.; 5, 1982/83, Zürich 1984, 337 S.; 6, 1983/84, Zürich 1985, ca. 350 S.

Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten.)

Fotografien stellten zur Verfügung:
Foto Feiss, Rottenburg 229;
J. Feist, Pliezhausen 207 Abb. 1, 208;
Landeskonservator Rheinland, Bonn 210 Abb. 9;
Stadtarchiv Ulm, Ulm/Donau 207 Abb. 2, 209 Abb. 6;
LDA-Karlsruhe 210 Abb. 10, 213 (Foto: Ströbel), 214, 216, 217;

LDA-Stuttgart Titelbild (Foto: I. Geiger);
LDA-Tübingen 209 Abb. 7, 210 Abb. 8, 211, 224, 226, 227, 230.

Die gezeichneten Vorlagen lieferten:

K. Krauß, Tübingen 220, 221;
LDA-Tübingen 225, 227, 228.

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Die Denkmalpflege hat seit jeher auch einen wissenschaftlichen Auftrag zu erfüllen, nicht nur, indem sie wissenschaftliche Erkenntnisse vielfältigster Art bei der praktischen Betreuung der Kulturdenkmale anwendet, sondern vor allem dort, wo sie selbst Grundlagenforschung treibt. Das ist in erster Linie bei der Herausgabe wissenschaftlicher Inventare der Kulturdenkmale der Fall, aber auch in zahlreichen Einzeluntersuchungen, die vornehmlich bestimmten Themen, einzelnen Monumenten und deren Restaurierung oder den archäologischen Ergebnissen der vom Landesdenkmalamt durchgeführten Ausgrabungen gewidmet sind. Die verschiedenen Sparten der Denkmalpflege geben diese Publikationen in eigenen fachbezogenen Reihen heraus. Sämtliche Veröffentlichungen können durch den Buchhandel bezogen werden.

Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

Band 1

Peter Breitling
Hans Detlev Kammeier
Gerhard Loch
Tübingen
Erhaltende Erneuerung eines Stadtkerns
München/Berlin 1971

Band 2

Reinhard Lieske
Protestantische Frömmigkeit im Spiegel der kirchlichen Kunst des Herzogtums Württemberg
München/Berlin 1973

Band 3

Stadtkern Rottweil
Bewahrende Erneuerung von Struktur, Funktion und Gestalt
München/Berlin 1973

Band 4

Heinz Althöfer
Rolf E. Straub
Ernst Willemssen
Beiträge zur Untersuchung und Konservierung mittelalterlicher Kunstwerke
München/Berlin 1974

Band 5

Der Altar des 18. Jahrhunderts
Das Kunstwerk in seiner Bedeutung und als denkmalpflegerische Aufgabe
München/Berlin 1978

Band 6

Historische Gärten und Anlagen als Aufgabengebiet der Denkmalpflege
Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen 1978

Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm

Bearbeitet von Hans Andreas Klaiber und Reinhard Wortmann
München/Berlin 1978

Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim

Bearbeitet von Hans Huth, mit Beiträgen von E. Gropengießer, B. Kommer, E. Reinhard, M. Schaab
München/Berlin 1982

Adolf Schahl,
Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises

München/Berlin 1983

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Band 1

Günter P. Fehring
Unterregenbach Kirchen, Herrnsitz, Siedlungsbereiche
Stuttgart 1972
Verlag Müller & Gräff

Band 2

Antonin Hejna
Das „Schlößle“ zu Hummertsried Ein Burgstall des 13. bis 17. Jahrhunderts
Stuttgart 1974
Verlag Müller & Gräff

Band 3

Barbara Scholkmann
Sindelfingen/Obere Vorstadt Eine Siedlung des hohen und späten Mittelalters
Stuttgart 1978
Verlag Müller & Gräff

Band 4

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1977

Band 5

Hans-Wilhelm Heine
Studien zu Wehranlagen zwischen junger Donau und westlichem Bodensee
Stuttgart 1979

Band 6

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1979

Band 7

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1981
LDA · Selbstverlag
Vertrieb: Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen

Band 8

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1983
LDA · Selbstverlag
Vertrieb: Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen

Fundberichte aus Baden-Württemberg

E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (Nägele u. Obermüller)

Band 1 Stuttgart 1974
Band 2 Stuttgart 1975
Band 3 Stuttgart 1977
Band 4 Stuttgart 1979
Band 5 Stuttgart 1980
Band 6 Stuttgart 1981
Band 7 Stuttgart 1982
Band 8 Stuttgart 1983
Band 9 Stuttgart 1984

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag

Band 1

Rolf Dehn
Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg
Stuttgart 1972

Band 2

Eduard M. Neuffer
Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)
Stuttgart 1972

Band 3

Teil 1: Robert Koch
Das Erdwerk der Michelsberger Kultur auf dem Hetzenberg bei Heilbronn-Neckargartach
Teil 2: Alix Irene Beyer
Die Tierknochenfunde
Stuttgart 1972

Band 4

Teil 1: Gustav Riek
Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)
Stuttgart 1973

Teil 2:
Joachim Boessneck
Angela von den Driesch
Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle
Stuttgart 1973

Band 5

Hans Klumbach
Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)
Stuttgart 1973

Band 6

Dieter Planck
Arae Flaviae I Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil
Stuttgart 1975

Band 7

Hermann Friedrich Müller
Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)
Stuttgart 1976

Band 8

Jens Lüning
Hartwig Zürn
Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlesfeld“ Markung Ludwigsburg
Stuttgart 1977

Band 9

Klemens Scheck
Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaustein, Alb-Donau-Kreis) Ausgrabung 1960
Stuttgart 1977

Band 10

Peter Paulsen
Helga Schach-Döriges
Das alamannische Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim)
Stuttgart 1978

Band 12

Ursula Koch
Die fränkischen Gräberfelder von Barga und Berghausen in Nordbaden
Stuttgart 1982

Band 13

Mostefa Kokabi
Arae Flaviae II Viehhaltung und Jagd im römischen Rottweil
Stuttgart 1982

Band 14

U. Körber-Grohne,
M. Kokabi, U. Piening,
D. Planck
Flora und Fauna im Ostkastell von Welzheim
Stuttgart 1983

Band 15

Christiane Neuffer-Müller
Der alamannische Adelsbestattungsplatz und die Reihengräberfriedhöfe von Kirchheim am Ries (Ostalbkreis)
Stuttgart 1983

Band 16

Eberhard Wagner
Das Mittelpaläolithikum der Großen Grotte bei Blaubeuren (Alb-Donau-Kreis)
Stuttgart 1983

Band 17

Joachim Hahn
Die steinzeitliche Besiedlung des Eselsburger Tales bei Heidenheim
Stuttgart 1984

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Innenministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmalen und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; Pflege nichtstaatlicher Archive; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Abteilungsleitung, Verwaltung, Inventarisierung, Öffentlichkeitsarbeit, Technische Dienste
Mörikestraße 12, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 6 47-1

Dienststelle Stuttgart

(zuständig für den
Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Zentrale Planungsberatung
Zentrale Restaurierungsberatung
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1

Archäologische Denkmalpflege

Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek
Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1

Archäologie des Mittelalters

Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1

Außenstelle Karlsruhe

(zuständig für den
Regierungsbezirk Karlsruhe)

Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 35 53 11

Amalienstraße 36
7500 Karlsruhe 1
Telefon (07 21) 1 35 53 00

Archäologie des Mittelalters

Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 35 53 11

Außenstelle Freiburg

(zuständig für den
Regierungsbezirk Freiburg)

Colombistraße 4
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 04 20 25

Marienstraße 10a
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05 27 81

Archäologie des Mittelalters

Marienstraße 10a
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05 27 81

Außenstelle Tübingen

(zuständig für den
Regierungsbezirk Tübingen)

Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen
Telefon (0 70 71) 6 60 11

Schloß, Fünfeckturm
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 2 29 90

Archäologie des Mittelalters

Hagellocher Weg 71
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 4 11 21